Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 8 (1951)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MUSEUM HELVETICUM

Vol. 8 1951 Fasc. 4

Buchbesprechungen

Eos, commentarii Societatis Philologae Polonorum, ed. *Victor Steffen Ladislaus Strzelecki*, vol. XLIII (1948–1949), fasc. 1. Bratislava 1949. 228 S.

Aus der Fülle der größtenteils lateinisch geschriebenen Abhandlungen verdienen besondere Beachtung: Ad Sapphus fragmentum Mediolanense von Srebny und die Rekonstruktionen von Papyrusfragment 76 D2 (Klinger) und Berolinensis Nr. 9870 (Abramowicz). Gerne würde man aus dem Jahrbuch etwas über die Voraussetzungen und Bedingungen philologischer Arbeit im heutigen Polen erfahren. H. Koller.

Neuerscheinungen der **Bibliothek der alten Welt.** Artemis-Verlag, Zürich.

Diese Sammlung, die sich zum Ziele setzt, einem weiteren Publikum in handlichen Ausgaben, meist nur in deutscher Übertragung, die wichtigste antike Literatur zu vermitteln, darf eine stattliche Zahl von Neuerscheinungen verzeichnen.

Der erste Band der geplanten Auswahl der Dialoge Platons enthält als «Die Werke des Aufstiegs»: *Euthyphron, Apologie, Kriton, Menon, Gorgias* (1948). Die allgemeine Einführung in Platons Werk gibt der Tübinger Philosoph *G. Krüger*. Er skizziert in ansprechender Weise die Hauptprobleme der Platonbetrachtung und weist im besonderen auf die Fragen hin, die den modernen Menschen der «existentiellen» Epoche am Platonbild bewegen müssen: Der Zugang zu Platon ist der heutigen Zeit, die gegenüber philosophischem Systemzwang wieder mehr Sinn für die innere Durchdringung von Kunst und Denken aufbringt, vielleicht offener als vergangenen Generationen. Man bedauert gerade wegen des im tiefsten Sinne poetischen Charakters der platonischen Dialoge, daß der an sich flüssigen Übersetzung von *R. Rufener* nicht der Originaltext beigegeben wurde, wie es in dem Bändchen *Die echten Briefe Platons* (1950) der Fall ist. *E. Howald*, der diese Ausgabe besorgt, hält sich im wesentlichen an die Grundsätze seiner großen Edition der Briefe Platons von 1922, indem er die Briefe 6, 7 und 8 als echt annimmt; als Probe einer Fälschung fügt er noch den 2. Brief bei. Vorbildlich für die Zwecke der Reihe ist die knappe, sachliche, und doch – im Sinne eines psychologischen Falls – spannende Einleitung, die auch in kürzester Form Howalds Stellung zu der gerade in letzter Zeit wieder heftig wogenden Echtheitsfrage der Briefe enthält. – In der Ausgabe der Werke des *Aristoteles*, die *O. Gigon* übernommen hat, sind erschienen: Bd. 2 *Vom Himmel, von der Seele, von der Dichtung* (1950). Umfangreiche Einleitungen zu jeder einzelnen Schrift wollen dem Leser die Problematik dieser an Problemen reichen Stücke nahe bringen. Besonderes Gewicht legt G. auf den Vergleich mit den jeweils entsprechenden exoterischen Schriften des A., deren Bedeutung gegenüber den erhaltenen esoterischen uns doch bisweilen chargiert scheint. Den Hauptteil der Einleitungen nimmt die den Aufbau und Inhalt der Schriften erklärende Paraphrase ein; man kann sich fragen, ob statt dessen eine sichtbare Einteilung des Textes selbst und ein fortlaufender Kommentar unter der Zeile für das Verständnis nicht förderlicher gewesen wäre. Bd. 3 bringt die *Nikomachische Ethik* (1951) in einer – soweit der Ausdruck bei A. zutreffen kann – sehr lesbaren Übersetzung. In der Einleitung schildert G. die Entstehung der griechischen philosophischen Ethik und das Verhältnis zwischen den ethischen Schriften des A. – Unter den als wissenschaftliche Leistung auch für den Philologen bemerkenswerten Ausgaben der Reihe gehört wohl an erste Stelle *M. Pohlenz' Stoa und Stoiker* (1950). In einer gegenüber seiner großen Stoa-Darstellung gedrängten, aber durchaus originellen Form gelingt es P., in glücklicher Durchdringung von erklärender Abhandlung und antiken Selbstzeugnissen und Berichten, einen klaren und eindringlichen Überblick über Entwicklung und Strömungen dieser wichtigen geistigen Bewegung des Hellenismus zu vermitteln. Die einzelnen Kapitel behandeln: Die Begründung der Stoa – Die Verteidigung des Systems – Panaitios und Poseidonios – Aus der römischen Stoa. Gleichsam die Fortsetzung hiezu bildet der von *W. Capelle* herausgegebene Band *Epiktet, Wege zu glückseligem Leben* (1948); er enthält von Epiktet das Handbüchlein und an die 35 Diatriben, flüssig übersetzt und mit notwendigen Anmerkungen versehen, sowie eine beträchtliche Anzahl Diatriben des Musonius und 2 Fragmente aus Teles, diese zum erstenmal in deutscher Übersetzung. So vermittelt diese Auswahl einen guten Überblick über die griechische sogenannte Diatribenliteratur, den sich der Leser gleichzeitig als Vorarbeit für das Verständnis des Bandes *Römische Satire* (1949) zunutze

machen kann. Für dieses Thema konnte der Verlag keinen besseren Fachmann als *O. Weinreich* gewinnen. In einer mehr als hundertseitigen Einleitung, die ein Büchlein für sich darstellt, zeichnet W. ein zuverlässiges und anregendes Bild von Wesen, Geschichte und Nachwirkung der eigentümlichen römischen Literaturgattung. Bei der geschickten Textauswahl, die neben der größtenteils von W. selbst besorgten Übertragung der bekannteren Satiriker Horaz (vollständig), Persius (*prol.*, *s.* 1–3, 5) und Iuvenal (*s.* 1, 3, 5, 6, 9, 10) auch Älteres enthält, darf hervorgehoben werden, daß Lucilius' Bruchstücke zum erstenmal seit hundert Jahren, die aus Ennius' und Varros Satiren überhaupt zum erstenmal in deutscher Sprache erscheinen. Das griechische Gegenstück zu dieser Auswahl bietet der Band *Lukian*, Parodien und Burlesken. Den dreizehn Stücken der Auswahl schickt der Germanist E. Ermatinger eine Einleitung voraus, worin er Lukians Bedeutung für die europäische Literatur hervorhebt; lebendiges Zeugnis dafür ist die immer noch frische und treffliche Übersetzung Wielands, die mit einigen Abänderungen wiedergegeben wird. Proben aus einem Autor, der, wie das Vorwort in ebenso knapper wie eleganter Art darlegt, in noch höherem Maße als europäische Bildungsmacht bedeutsam war, bringt der Band *Plutarch, Von der Ruhe des Gemüts und andere philosophische Schriften* (1948). Der Herausgeber und Übersetzer, *B. Snell*, vermochte auf engstem Raume eine erstaunlich reiche Selektion aus den *Moralia* zu bieten, indem er in geschickter Weise die einzelnen Stücke kürzte; nur der Essai *Über die Geschwätzigkeit* wird als Muster ungekürzten plutarchischen Stils ganz wiedergegeben. Snells Übersetzung stützt sich auf die älteren von Kaltwasser, Apelt und Ax, bemüht sich jedoch Plutarchs öfters verschnörkelten Stil auf eine schlichtere Basis zu stellen. – In den Ausgang der Antike führt die neue Ausgabe von *Augustinus' Bekenntnissen* (1950). In der Übersetzung setzt sich der Herausgeber *W. Thimme* gegenüber bisherigen Übertragungen möglichst anspruchslose Schlichtheit zum Ziel; in der Einleitung skizziert er die religionspsychologische, menschliche und literarische Problematik der *Confessiones*, in die allerdings heute durch P. Courcelles glanzvolles Buch *Recherches sur les Confessions de St. Augustin* (Paris 1950) unerwartet neue Aspekte hineingetragen worden sind. – Als einziger Band antiker Dichtung ist anzuzeigen die Auswahl *Griechische Lyriker*, griechisch und deutsch, eingeleitet und übertragen von H. Rüdiger (1950). Es ist bedauerlich, daß gegenüber der vornehmlich philosophischen Prosaliteratur in der Artemis-Reihe die griechische Poesie zu kurz kommt. Denn die von R. getroffene Auswahl läßt schon umfangmäßig doch sehr viel zu wünschen übrig, speziell was die hellenistische Dichtung betrifft; Theokrit und Kallimachos beispielsweise verdienten unbedingt eine eigene Darstellung im Rahmen der Sammlung, ebenso würde man einen Band griechische Epigramme begrüßen. Was den griechischen Text der zweisprachigen Ausgabe angeht, so ist er leider nicht immer auf der Höhe der Zeit; man sollte z. B. vom Herausgeber griechischer Lyrik erwarten dürfen, daß er das berühmte, nunmehr seit vierzehn Jahren vielbehandelte Sappho-Ostrakon kenne (cf. Suppl. zu fr. 5–5 D, jetzt ganz im *Lyr. Graec. Flor.* fr. 2 Wehrli) und nicht den längst überholten Text des kleinen Strophenfragments 5 D biete, dessen Auffassung als Schlummerlied zudem eine falsche Note in Sapphos Dichtung hineinträgt. An der Übersetzung vermag man sich nicht immer zu erfreuen, zumal wo die Töne zarter Schlichtheit getroffen werden wollen; die von der Romantik genährte poetische Koiné deutscher Sprache erweist sich immer wieder als schwere Hypothek für Übertragungen griechischer Dichtung. M. Puelma, O. Clavuot.

Martin P. Nilsson: **Griechischer Glaube.** (Aus dem Schwedischen übersetzt von Benedict Christ.) A. Francke, Bern 1950. 228 S.

On saura gré à l'éditeur et au traducteur d'avoir mis à la portée du public de langue allemande ce remarquable petit essai. L'auteur, qui connaît le sujet comme personne à l'heure actuelle, ne s'y adresse pas au spécialiste, mais à l'homme cultivé. On a le sentiment que cela constitue pour lui une halte bienfaisante dans la carrière, une de ces *ἀνάπαυλαι* dont parle Platon au début des Lois.

Ce n'est pas un résumé de sa grande Histoire de la religion grecque qu'il nous offre. Il s'attache plus particulièrement ici à l'un des aspects de ce vaste sujet: la conception religieuse que les Grecs ont eue de l'Univers, leurs croyances et l'action de ces croyances sur leur façon de vivre. La mythologie, l'étude des rites et des cultes sont presque entièrement laissées de côté. Le rôle des philosophes, celui d'un Platon, par exemple, est tout juste indiqué au passage.

Le livre est divisé en trois parties. La première traite de la piété des siècles anciens; les deux autres des deux grandes crises qui jalonnent, aux yeux de l'auteur, l'histoire religieuse de la Grèce antique: la désintégration, à l'époque classique, de la religion traditionnelle, puis l'éclosion, et l'évolution, à partir de l'an 200 avant J.-C. environ, de croyances et d'une

spiritualité nouvelles. C'est à mon avis la troisième partie, de beaucoup la plus étendue, puisqu'elle occupe à elle seule la moitié du livre, qui est la plus intéressante et la plus suggestive.

Bien que ce brillant essai soit destiné au profane, la lecture en est captivante pour le spécialiste. C'est que l'auteur vit depuis tant d'années dans une si intime familiarité avec les réalités spirituelles dont il parle que tout ce qu'il en dit porte. O. Reverdin.

Fritz Schachermeyr: **Poseidon und die Entstehung des griechischen Götterglaubens.** Verlag A. Francke, Bern 1950. 219 S.

Die Einsichten in die hellenische Frühzeit, welche wir der archäologischen und religionshistorischen Forschung der letzten Jahrzehnte verdanken, werden hier für die Geschichte des Poseidonglaubens und -kultes ausgewertet. Kenntnis des Pferdes und religiöse Scheu vor ihm, die beiden Voraussetzungen für die Roßgestalt des Gottes, finden sich bei den indogermanischen Einwanderern; aus ihrer Vorstellungswelt läßt der Verfasser den homerischen Gott sich allmählich herausformen. Zunächst übe die Begegnung mit der älteren Bevölkerung der Ägäis ihre Wirkung aus, indem Poseidon von der Seite ihrer Göttermutter einen jugendlichen Partner verdränge, die entscheidende Wandlung vollziehe sich aber unter dem Einfluß des Streitwagen fahrenden Adels, dessen Göttervorstellungen sich von der bäuerlich-chthonischen Religion absetzen und durch die homerische Dichting zu allgemeiner Geltung gelangen. F. Wehrli.

Reinhard Herbig: **Pan, der griechische Bocksgott.** Versuch einer Monographie. Klostermann, Frankfurt a. M., s. d. 99 S. XL Tafeln.

Diese Monographie einer griechischen Gottheit versucht, ausgehend von den Bildwerken verschiedenster Epochen, die wirkende Kraft spürbar zu machen, die in den künstlerischen Erscheinungen des Gottes sich äußert. Es handelt sich nicht darum, diese Vorstellungen auf eine primitivere Stufe des Denkens und Fühlens zurückzuführen, sondern sie in all ihren dichterischen und bildnerischen Formen als Entfaltung einer bestimmten Möglichkeit griechischer Welterfahrung aufzuweisen. Im Kapitel «Werden, Wesen, Tun» bringt uns Herbig mit reichen Zeugnissen verschiedener Epochen der Antike die Gestalt Pans näher. Ein weiterer Abschnitt, «Kult», stellt die spärlicheren Zeugnisse religiöser Verehrung zusammen. Hier wäre wohl eine religionsgeschichtliche Vertiefung und eine weitergehende Berücksichtigung und Interpretation literarischer Quellen am ehesten erwünscht. Der letzte Abschnitt, «Tod und Nachleben» spürt dem panischen Wesen bis in unsere Zeit nach. Die Fülle der wichtigsten Zeugnisse ist durch einen fortlaufenden Kommentar glücklich verbunden. Auf vierzig Tafeln sind die hauptsächlichsten Motive in guten Reproduktionen beigefügt. H. Koller.

Martin P. Nilsson: **Geschichte der griechischen Religion.** Zweiter Band: **Die hellenistische und römische Zeit.** Handbuch der Altertumswissenschaft. Verlag Beck, München 1950. 714 S.

Eine Zusammenfassung unseres durch Forschung und archäologische Funde der letzten Jahre bereicherten Wissens ist für die Religion des nachklassischen Griechentums noch unentbehrlicher als für die Anfänge. Wie Kult und Literatur Altes bewahren, während theologische Spekulation und Eindringen orientalischer Vorstellungen neue Formen der Frömmigkeit hervorbringen, überhaupt die ganze verwirrende Fülle religiösen Lebens von der Zeit des Hellenismus an, all dies wird in diesem zweiten Bande dargestellt, mit welchem der greise schwedische Gelehrte sein bewunderungswürdiges Werk abschließt. Vollständigkeit des Materials, zu welcher ein Handbuch prinzipiell verpflichtet, erschwert immer eine scharf profilierte Herausarbeitung des Wesentlichen: in einem anderen Werke hätte wohl auch der Verfasser die nach Gehalt und historischer Wirkung bedeutendsten Erscheinungen wie die platonisch-stoische Kosmosfrömmigkeit und die damit verbundene Seelenlehre stärker hervorgehoben, als es hier geschieht. F. Wehrli.

Rudolf Werner: **η und ει vor Vokal bei Homer.** Diss. Zürich. Fribourg 1948. XI + 96 S.

M. Leumann bezeichnet in dieser Zeitschrift 2 (1945), 3 den Wechsel ει/η (vor Vokal) als eine weit verbreitete, teilweise durch den folgenden Vokal bedingte, aber nicht hinreichend aufgeklärte Besonderheit der homerischen Orthographie. R. Werner hat nun in der hier anzuzeigenden Abhandlung alle hieher gehörigen Erscheinungen noch einmal untersucht, und es ist ihm gelungen, die Zahl der bisher unverständlichen Fälle durch eine Reihe überzeugender Erklärungen erheblich zu vermindern. Eine einheitliche Regel liegt dem Wechsel ει/η nicht zugrunde, sondern bei jeder Formengruppe, ja oft bei jeder einzelnen

Form, waren für die Wahl von *ει* oder *η* besondere Gründe wirksam. Die meisten dieser Erscheinungen reichen nicht bis in die ältere Zeit der Entstehung der epischen Sprache zurück, sondern nur in die Zeit der jüngern Dichter oder der Rhapsoden. Es sei dem Rezensenten gestattet, die ihm am wichtigsten erscheinenden Ergebnisse kurz zu erwähnen:

Im Konjunktiv der auf *η* ausgehenden Aoriststämme liegt, wie zum Teil schon Monro und K. Meister erkannt hatten, ähnlich wie bei der Zerdehnung, ein Ausgleich der durch das Metrum in ihrer prosodischen Gestalt geschützten alten und der in der Alltagsrede der jüngern Dichter und der Rhapsoden üblichen, durch Metathesis quantitatum oder Kontraktion entstandenen jüngern Formen vor; z. B. erklärt sich *θείω* durch **θήω* und *θέω*, *στήῃ* durch *στήει* und *στῇ*. Als Analogiebildung nach der 1. Sg. Akt. *θείω* erklärt W. p. 23 die 1. Plur. Akt. *θείομεν* und die 1. Sg. Med. *θείομαι*. Man könnte auch sagen: Die Rhapsoden sprachen *θείομεν*, *θείομαι*, weil diese Formen den umgangssprachlichen *θέωμεν*, *θέωμαι* immer noch mehr (nämlich wenigstens in der Qualität des e-Lautes) glichen als **θήομεν*, **θήομαι*. Gelegentlich erhaltenes *βήομεν*, *στήομεν* kann W. auch nicht viel anders als durch eine gewisse Willkür der Überlieferung erklären (p. 25).

Schlagend ist die Erklärung des *η* in den Casus obliqui der Eigennamen auf *-κλέης* wie *Ἡρακλῆος* (für ursprüngliches **Ἡρακλέεος*) durch den Einfluß der entsprechenden Formen der Eigennamen auf *-εύς*, und zwar wirkte dieser Einfluß in festgefügten und an eine bestimmte Stelle im Verse gebundenen Wendungen, z. B. *Ἡρακλῆος θείοιο O* 25 und sonst nach *Ἀχιλλῆος θείοιο T* 279 und sonst. Man könnte beifügen: Diese Angleichung lag den jüngern Dichtern oder den Rhapsoden um so näher, als im Ionischen diese beiden Klassen von Eigennamen weitgehend parallel flektierten: *Ἡρακλέος* wie *Ἀχιλλέος* usw.

Ebenso schön ist die Deutung des bisher unverständlichen *σπῆϊ* (für ursprüngliches **σπέεϊ*) in der Formel *ἐν σπῆϊ γλαφυρῷ* (z. B. *Σ* 402) durch den Einfluß der Formel *ἐν νηῒ γλαφυρῇ* (z. B. *μ* 171) und des Dat. pl. *σπήεσσιν* durch den Einfluß von *νήεσσιν*, ferner des *η* in *Αὐγηϊάδης B* 624: das *ε* in **Αὐγεϊάδης* (zu **Αὐγέας*) wurde metrisch nicht zu *ει*, sondern zu *η* gedehnt, weil es viele Patronymika auf *-ηϊάδης* (z. B. *Νηληϊάδης*) gab.

Die Annahme Brugmanns, *-ειϊ-* sei durch Dissimilation zu *-ηϊ-* geworden, läßt W. zwar längst nicht in dem von Brugmann vertretenen Umfang, aber doch für einzelne Fälle gelten, so für *χέρηϊ A* 80 statt **χέρειϊ* (mit echtem *ει*).

Auch die zahlreichen übrigen homerischen Formen mit *ει* oder *η* vor Vokal behandelt W. mit Scharfblick und gesundem Sinn für das Wahrscheinliche. Das bereits Bekannte ist vielleicht etwas zu breit dargestellt, dagegen wird bei der Untersuchung der einzelnen Fragen zu selten auf die abweichenden Ansichten andrer Forscher verwiesen. Die Zahl der Druckfehler ist leider verhältnismäßig hoch. Die Ergebnisse der Arbeit sind knapp und übersichtlich in zwei Tabellen zusammengestellt. A. Bloch.

Edouard Delebecque: **Le cheval dans l'Iliade.** Etudes et Commentaires IX. P. Klincksieck 1951. 251 p.

M. Delebecque paraît être aussi brillant cavalier que bon philologue. A cette double qualité nous devons déjà une édition *De l'art équestre* de Xénophon munie d'un précieux lexique. Elle nous vaut aujourd'hui une étude technique et littéraire des «termes et des mœurs intéressant le cheval et tout ce qui le touche dans l'Iliade»; les linguistes et les homérisants, les historiens du vocabulaire et de la civilisation, les maîtres qui interprètent le poème homérique avec leurs élèves, tous trouveront dans le libre de M. Delebecque une lecture attrayante et de haut profit. La richesse et la précision des termes qui ont trait au cheval, à son caractère, à son extérieur, à sa conduite, révèlent le connaisseur de qui M. Delebecque nous fait constater partout la signature: l'Iliade apparaît comme un véritable «résumé d'hippologie», le cheval y est un acteur «constant et indispensable» aussi bien en temps de paix que de guerre. La démonstration est menée jusque dans le détail: ainsi se trouve fixé le sens de *ξανθός*, épithète de l'alezan (p. 57), celui de *ἔχω* «tenir les guides» et «diriger les chevaux» (p. 62), expliquée l'addition de vin au froment qu'Aristarque jugeait à tort *γελοιότατον* (p. 59), commentés avec pertinence l'enlèvement par Ulysse des chevaux de Rhésos et les courses qui provoquent les conseils de Nestor à son fils (p. 65ss.), etc. Mais certaines conclusions ont plus longue portée et touchent à la structure du poème: ainsi le problème du cheval monté permet à l'auteur une distinction subtile entre les usages anciens mais encore vivants à l'époque d'Homère, et ceux que le poète restitue à travers les vieilles légendes en s'efforçant, parfois laborieusement, d'écarter tout anachronisme. Un lexique raisonné (pp. 137–210), qui appellerait nombre de remarques particulières, rassemble tous les termes qui se rapportent au cheval, au mulet, aux chars et chariots, à ceux qui s'en servent; il sera apprécié. La 3e et dernière partie, «essai sur le cheval pré-homérique», traite des origines du cheval et particulièrement du cheval indo-européen; la question fort débattue

du *Fahren* et du *Reiten* y est abordée et l'auteur conclut de façon convaincante à la simultanéité des deux procédés. Mais c'est la partie la moins heureuse: l'information n'est plus de première main – M. Delebecque le dit lui-même et on ne lui reprochera guère de se sentir peu à l'aise dans une matière aussi complexe – mais surtout on y est sensible, plus qu'ailleurs, au seul défaut majeur de ce livre: la prolixité. G. Redard.

François Lasserre: **Les épodes d'Archiloque.** Société Belles Lettres, Paris 1950. 332 S.

Diese Rekonstruktion der archilochischen Epoden gründet auf der These, daß Horaz nicht nur die Epodenmaße, sondern auch die Themata im Verlaufe seiner Arbeit mit immer größerer Systematik von Archilochos übernommen hat. Für die Epoden, die Horaz nachweisbar nicht nachgeahmt hat, postuliert Lasserre wenigstens für beide Dichter eine identische Gedankenführung, die er auf dem Umweg über die Äsop-Fabeln sichern will. Die Problematik dieses Vorgehens ist auch dem Verfasser bewußt, wenn er eingesteht: «Une quantité de vérités possibles qui se complètent et se contrôlent les unes par les autres finissent par créer une sorte de certitude.» Zwingende Evidenz ist bei allen Rekonstruktionen verlorener Dichtungen selten, diejenigen Lasserres sind dafür alle anregend und ungewöhnlich einfallsreich. H. Koller.

Antike Fabeln. Hesiod, Archilochos, Aesop, Ennius, Horaz, Phaedrus, Babrios, Avianus, Romulus. Mit 97 Bildern des Ulmer Aesop von 1476. Eingeleitet und neu übertragen von *Ludwig Mader.* Artemis-Verlag, Zürich 1951. 368 S.

Aus dem Schatz antiker Fabeldichtung wird hier eine reiche Auswahl gegeben, die sich über mehr als ein Jahrtausend erstreckt. Die Einleitung bietet einen guten Überblick über die vorliterarische und literarische Fabel und setzt sich mit den verschiedenen Theorien über die Herkunft der Fabel geistreich und liebevoll auseinander. Besonderes Gewicht legt Mader dabei auf die wenig beachtete Kontinuität der Überlieferung dieses Fabelgutes im Mittelalter. Eindrücklich illustrieren diese zudem die köstlichen Holzschnitte aus einer spätmittelalterlichen Aesopausgabe von Ulm, welche diesen Band der Bibliothek der alten Welt zu einem Leckerbissen für Bibliophile machen. H. Koller.

Ernst Hoffmann: **Die griechische Philosophie bis Platon.** Verlag F. H. Kerle, Heidelberg 1951. 184 S.

Der bekannte Heidelberger Philosophiehistoriker legt hier in zweiter, teilweise umgearbeiteter Auflage eine erstmals bei B. G. Teubner 1921 erschienene Schrift vor. An Hand der frühen griechischen Philosophie will er für Anfänger (S. 5) «Entstehung, Entwicklung und Auswirkung fundamentaler Probleme» (S. 174) beschreiben; seine historische Darstellung ist also von systematischem Interesse bestimmt. Ohne ein solches ist zwar Philosophiegeschichte überhaupt sinnlos, aber anderseits bedeutet es für diese auch immer die Gefahr modernisierender Verfälschung. Wenn Hoffmanns Interpretationen gelegentlich den Eindruck machen, das einmalig Griechische zu übersehen, so liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß sie größtenteils vor dreißig oder mehr Jahren konzipiert worden sind: In der Zwischenzeit hat sich unser Verständnis auf wenigen Gebieten der Altertumswissenschaft so sehr vertieft und verfeinert wie auf dem der Philosophie. F. Wehrli.

Die Anfänge der abendländischen Philosophie, eingeleitet von *Ernst Howald,* übertragen von *Michael Grünwald.* Artemis-Verlag, Zürich 1949. 266 S.

In einer kurzen Einleitung erklärt E. Howald den leidenschaftlichen Erkenntnistrieb der jonischen Denker als Antwort auf die religiöse Sturzwelle, die über die griechische Welt hereingebrochen war, eine Antwort, die alle folgenden Generationen weiterringen ließ. – Die Übersetzung von M. Grünwald gibt eine reiche Auswahl von Fragmenten und Lehrberichten. Weniger glücklich ist die Anordnung und die Wahl der Titel. Erläuterungen fassen das Wissenswerte zusammen und schlagen die Brücke zur Neuzeit. Knappe Worterklärungen werden dem des Griechischen Unkundigen willkommen sein. M. Lienhard.

Studi di filosofia greca a cura di *V. E. Alfieri* e *M. Untersteiner.* Gius. Laterza e Figli, Bari 1950. 449 p.

Dans ce volume dédié au Professeur R. Mondolfo pour son 70e anniversaire, les éditeurs ont réuni quatorze études signées par des amis, collègues et élèves du jubilaire. On remarque au sommaire les noms d'Alessandro Olivieri, V. Arangio-Ruiz, Ettore Bignone, et, parmi les contributions les plus notables, celle de ce dernier sur *Le Satire Menippee di Varone,* une traduction nouvelle suivie de commentaires des fragments de Diogène d'Oenoanda par A. Grilli et de Guido Calogero un article sur *Senofane, Eschilo e la prima definizione dell'onnipotenza di Dio.* Après les travaux de W. Jaeger et de F. Solmsen, entre autres, il n'est

pas question de sous-estimer les liens qui unissent la pensée théologique d'Eschyle à celle de Xénophane; et l'auteur des *Studi sull'Eleatismo* ajoute sur ce thème quelques remarques utiles. Mais on reste sceptique devant la correction que, dans l'article cité, il propose d'apporter au fr. 25 de Xénophane: *ἀλλ' ἀπάνευθε πόνοιο νόου φρενὶ πάντα κρااίνει* (*κραδαίνει* Simplic. *phys.* 23, 20). A supposer qu'elle soit admissible sous le rapport morphologique (*κρᾰαίνει* avec Brugmann IF 18, [1905] 432), cette correction ne se justifie ni par le sens ni par l'équivalent que l'auteur croit lui découvrir dans Eschyle, *Suppl.* 101/2, *φρόνημα ... ἐξέπραξεν*. Le verbe *κραίνω* (*κραιαίνω*, *κρااίνω*) ne signifie pas tout bonnement «tradurre in atto» (C. p. 48); il s'entend principalement d'une décision qui garantit la réalisation de son objet (décret, sentence, prière, assurance d'un événement), mais n'en reste pas moins distincte de l'acte par lequel il sera traduit dans la réalité. C'est ainsi que le mot doit être compris dans un autre vers des *Suppliantes* allégué par C.: *κορυφᾷ Διὸς εἰ κρανθῇ πρᾶγμα τέλειον* (v. 92), comme le montre sans doute possible *Ag.* 369 *ἔπραξεν ὡς ἔκρανεν* (cf. Ed. Fraenkel, *Aischylus Agamemnon* II p. 193s.). Le même sens est attesté chez Emp. fr. 111, 2ss. *ἐπεὶ μούνῳ σοὶ ἐγὼ κρανέω τάδε πάντα. παύσεις δ' ... καὶ ἐπάξεις· θήσεις δ' ... κτλ.* Mais précisément le mot *πάντα*, dans le fragment de Xénophane, n'a pas le même emploi que dans ce passage d'Empédocle; il désigne les choses prises dans leur ensemble, l'univers. L'expression *πάντα κραίνειν* aurait alors un sens voisin de celui que nous trouvons p. ex. dans Soph. *Trach.* 127 *ὁ πάντα κραίνων βασιλεύς* («régir», «gouverner»), acception propre à l'usage attique (cf. Wackernagel, *Sprachliche Untersuchungen zu Homer* p. 157) et qui n'a de place ni dans le langage de Xénophane ni dans l'économie du fr. 25, dont le texte est pétri d'homérismes. A. Rivier.

Kurt Schilling: **Geschichte der Philosophie. I: Die alte Welt, das christlich-germanische Mittelalter.** 2. verbesserte und umgearbeitete Auflage. Ernst Reinhardt, München/Basel. 456 S. 21 Tafeln.

Wo der Platz fehlt, philologisch in der Berichterstattung unbefriedigend, besser die breitere Behandlung in Abschnitten zu Plato und Aristoteles (über das Mittelalter ist hier nicht zu urteilen). Stil nicht immer geschmackvoll, Übersicht über moderne Literatur brauchbar. Beeindrucken wird viele der philosophische Impetus, der von Nietzsche, Heidegger, Spengler (in dessen Sinn der mittlere Hauptteil «Das Zeitalter des jenseitigen Gottes» überschrieben ist), glücklicherweise auch von W. F. Otto, K. Reinhardt, J. Stenzel angeregt ist. W. Theiler.

Eduard Schwartz: **Ethik der Griechen,** herausgegeben von Will Richter. Verlag Koehler, Stuttgart 1951. 269 S.

Was uns hier geschenkt wird, sind die großenteils stenographisch festgehaltenen Vorlesungen über «Begriffe und Probleme der hellenischen Ethik» und «Hellenische Ethik», welche Eduard Schwartz, schon emeritiert, in den Wintersemestern 1933/34 und 1934/35 an der Münchner Universität gehalten hat. So hören wir den großen Gelehrten unmittelbar in seiner prägnanten Sprache; in allem von souveräner Selbständigkeit des Urteils, führt er seine Hörer von der griechischen Adelsethik bis hinab zur Stoa der römischen Kaiserzeit. Am fesselndsten ist er vielleicht bei der Behandlung der vorwissenschaftlichen Zeit, welche sich zu einer eigentlichen Kulturgeschichte ausweitet; aber auch das Denken der klassischen und nachklassischen Periode wird aus dem Zusammenhang der geschichtlichen und sozialen Wirklichkeit entwickelt. Das Buch ist mit einem reichen Anhang ausgestattet, der die Belege gibt und die wissenschaftliche Literatur bis zum Erscheinungsjahr nachführt. F. Wehrli.

Georg Misch: **Geschichte der Autobiographie.** Dritte stark vermehrte Auflage. Erster Band, Das Altertum, erste Hälfte. Francke, Bern 1949. XIV + 354 S. Gebunden Fr. 19.50, broschiert Fr. 15.50.

L'éloge de la monumentale histoire de l'autobiographie de Misch n'est plus à faire. L'ouvrage, dont la première édition date de 1907, est devenu classique.

Réfugié en Angleterre à l'époque du régime national-socialiste, Misch a travaillé à une traduction anglaise. Cela a été pour lui l'occasion de revoir l'ensemble de son ouvrage, de le modifier sur quelques points, et, plus encore, de le compléter et de le rajeunir sur d'autres. La nouvelle édition qu'il nous en donne est ainsi l'aboutissement du travail de toute une vie.

Le tome dont nous rendons compte ici traite de l'antiquité jusqu'au début de l'époque impériale de Rome. La notion même d'autobiographie est délimitée dans l'introduction, que complète une brève étude sur les textes de nature autobiographique dans l'ancien Orient. La première partie est consacrée à la Grèce post-homérique et classique. Avec une fine intuition, Misch montre comment, dès l'époque archaïque, les Grecs ont découvert et

exploré l'univers intérieur que chaque homme contient en lui. Hésiode est le premier nom qui apparaisse, mais c'est avec Archiloque et Solon que commence vraiment l'histoire de l'autobiographie occidentale. Empédocle suit, et Héraclite, dont l'œuvre est à bien des égards un témoignage personnel. Le rôle du Socratisme dans l'approfondissement de la connaissance de l'homme par lui-même est fort bien mis en évidence. L'étude de la septième lettre de Platon et de quelques plaidoyers prononcés pour eux-mêmes par des orateurs attiques clôt cette première partie. Dans la seconde, notablement plus étendue, Misch examine tout d'abord l'autobiographie politique à l'époque hellénistique et romaine (représentée en particulier par les écrits dans lesquels souverains et hommes d'Etat relatent leurs actes ou justifient leur conduite), puis il étudie les témoignages, de nature plus personnels et plus psychologiques, laissés sur eux-mêmes par des prosateurs (Josèphe, Nicolas de Damas, Cicéron dans le Brutus) et par des poètes (Callimaque, Ovide, Properce). Le chapitre consacré à ces textes littéraires est introduit par de judicieuses considérations sur les progrès que la psychologie aristotélicienne a fait faire à l'analyse du caractère humain.

Tel est, très sommairement, le contenu de ce premier tome. La valeur n'en est pas d'érudition, mais de pensée. Ce n'est pas un livre à consulter, mais un livre à lire et à méditer. Un maître livre, où, sous la conduite de l'auteur, on suit la manière dont, peu à peu, l'homme antique a pris conscience de son individualité; un livre aussi qui a le mérite de faire apparaître au philologue l'antiquité dans une perspective différente de celle à laquelle il est accoutumé, et d'enrichir ainsi la connaissance qu'il en a. O. Reverdin.

Rudolf Güngerich: **Die Küstenbeschreibung in der griechischen Literatur.** Orbis Antiquus, Schriften der Altertumswissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Münster, Heft 4. Verlag Aschendorff, Münster 1950. 32 p. 1 carte dépliante.

Avec une sobriété d'autant plus louable que l'appareil scientifique n'en est aucunement affecté, cette plaquette retrace l'histoire d'un genre typiquement grec, le périple, de ses origines jusqu'aux portulans byzantins exclus (la description des mers du Nord de Philémon y semble oubliée). Oeuvre de navigateurs, le périple présente cet intérêt si rare dans l'antiquité de presque tout devoir à l'expérience personnelle de son auteur: pour le mettre en relief, M. Güngerich isole avec beaucoup de doigté des descriptions géographiques le mince résidu de culture qu'elles contiennent, dégageant du même coup les constantes naturelles du genre. Une analyse des frr. 2s. du *Periplus* de Varron, cité seulement en passant, aurait montré, croyons-nous, que ces constantes avaient pris un caractère traditionnel et littéraire même en dehors des traités de géographie qui les adoptent – aussi doit-on les supposer telles également dans son *De ora maritima* – mais l'auteur s'est moins arrêté à cet aspect accessoire des périples: remercions-le de nous en avoir d'autant mieux dessiné le principal. F. Lasserre.

Aeschylus Agamemnon, edited with a commentary by *Eduard Fraenkel*, 3 Bände. Clarendon Press, Oxford 1950.

Diese kommentierte Ausgabe repräsentiert strengste philologische Tradition. Für die Eindringlichkeit, mit welcher alle Fragen der Interpretation behandelt werden, zeugt schon die äußere Tatsache, daß einer einzigen Tragödie – freilich ist es der aischyleische Agamemnon! – drei stattliche Bände gewidmet sind. Fraenkels Edition wird dafür auch für Generationen die einzig maßgebende bleiben.

Die Prolegomena orientieren über die Manuskripte unseres Stückes sowie die Geschichte seiner gelehrten Bearbeitung; neben dem griechischen Text mit seinem reichen kritischen Apparat steht eine englische Übersetzung in Prosa, der szenische Bemerkungen beigegeben sind; der Kommentar berichtet eingehend auch über die Erklärung aller Stellen durch frühere Philologen, so daß deren Kommentare in vielen Fällen künftig entbehrt werden können; die sechs Appendices behandeln eine Frage der archaischen Erzählungstechnik, die Art von Agamemnons Ermordung bei Aischylos, Choephoren 991–1006, das Fußspurmotiv der Choephoren, ein metrisches Problem der aischyleischen Lyrik und die Wortstellung von Agamemnon 1434. F. Wehrli.

Stephanus Srebrny: **Critica et exegetica in Aeschylum.** Torun 1950. 57 p.

L'auteur discute douze passages et propose un certain nombre de conjectures et d'interprétations personnelles. On regrette de ne pouvoir, dans l'espace de quelques lignes, les examiner comme le voudrait une appréciation équitable de ce travail. Le professeur polonais déplore (p. 1) les circonstances («tempora studiis philologicis infaustis») qui ne lui ont pas permis d'accéder à toutes les éditions d'Eschyle; il n'en fait pas moins un usage judicieux de la littérature disponible, prenant soin de confronter sa pensée à celle des critiques qui ont dominé l'histoire des études eschyliennes, de Schütz à Wilamowitz. Sa démarche est claire

et son jugement sobre, sinon toujours convaincant. Au crédit de celui-ci il faut porter, p. ex., l'examen de *Cho.* 205–211 (p. 49–51) qu'il estime à bon droit interpolés, alors que R. Böhme (Hermes 73 [1938] 197ss.), écartant après Schütz les vers 205–210, tenait encore (p. 201) le v. 211 pour authentique. Moins heureuse, en revanche, est son interprétation d'*Ag.* 404–419 (p. 38–45). En posant que *φάσμα δόξει δόμων ἀνάσσειν* doit s'entendre de l'opinion commune («fiet ut inter homines fama nascatur, in aedibus regiis coniugis raptae umbram habitare», p. 45) et non pas de l'esprit de Ménélas égaré par le désir de l'absente, S. méconnaît certainement le sens du v. 415. Cf. en dernier lieu Ed. Fraenkel, *Aeschylus Agamemnon* II p. 412, qui rapproche de façon décisive 415 *φάσμα δόξει* de 420–421 *ὀνειρόφαντοι ... δόξαι.*

A. Rivier.

Otto Hiltbrunner: **Wiederholungs- und Motivtechnik bei Aischylos.** Verlag A. Francke, Bern 1950. 87 S.

Die sprachliche und gedankliche Typologie herauszuarbeiten verspricht für das Verständnis der aischyleischen Kunst wegen ihrer Altertümlichkeit und ihrer Ausrichtung auf das Allgemeine wohl besonderen Erfolg. Der Verfasser greift diese Aufgabe in der Form an, daß er die Dramen des Aischylos auf solche Wiederholungen hin durchgeht, die er als beabsichtigte Bezugsnahmen deuten zu dürfen glaubt; in ihnen findet er die Einheit der einzelnen Dramen und – bei der Orestie – diejenige der Trilogie sichtbar gemacht. F. Wehrli.

Victor Ehrenberg: **The people of Aristophanes.** A sociology of old Attic comedy. 2. Auflage. Verlag Blackwell, Oxford 1951. 417 S.

Die alte Komödie nach dem athenischen Leben ihrer Zeit zu befragen, ist bei ihrer engen Verbundenheit mit demselben ein verlockendes Unternehmen, und auch wer Aristophanes zu kennen meint, wird bei der Lektüre von Ehrenbergs Buch verblüfft sein, in welcher Fülle sich politische, soziale und wirtschaftliche Dinge im komischen Spiel spiegeln. Der Verfasser behandelt die einzelnen Stände wie Vornehme, Bauern, Händler, Handwerker, Sklaven, aber auch Themen wie Geld, Eigentum, Religion, Erziehung, Krieg und Frieden usw., und zwar nicht vorwiegend wegen des Urteils des Dichters darüber, sondern ebensosehr um ihrer selbst willen. So ist es nur natürlich, daß er auch andere Zeugnisse außer der Komödie heranzieht, was allerdings in sehr begrenztem Umfang geschieht. Eine eigentliche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Athens, auf welche das Buch eigentlich zielt, hätte aber bedingt, daß der Name des Aristophanes aus dem Titel verschwindet. F. Wehrli.

K(athleen) M(ary) T(yrer) Chrimes: **The respublica Lacedaemoniorum ascribed to Xenophon.** Publications of the Faculty of arts of the University of Manchester no. 1. Manchester University Press 1948. 48 S.

Ausgangspunkt der Broschüre ist das Kap. 14 der Schrift vom Staat der Spartaner, das im Gegensatz zum Hauptinhalt des Büchleins eine scharfe Kritik am «jetzigen» Verhalten der Spartaner übt, die neuerdings von den Gesetzen Lykurgs und den Gebeten der Götter abgefallen seien und sich als Tyrannen Griechenlands benähmen, die die Führung nicht mehr verdienten. Ganz sicher und allgemein anerkannt ist, daß das Kapitel an seiner jetzigen Stelle unmöglich ist, es zerreißt den Zusammenhang der sicher zusammengehörenden Kapitel 13 und 15; man sieht daher in dem Kapitel eine in den Text geratene nachträgliche Randnotiz. K. Chrimes (seit 1932 Mrs. Atkinson) glaubt, daß es doch zur ursprünglichen Schrift gehört habe, was zugegeben werden kann, und das Anfangskapitel gebildet habe. Sie sucht das auch mit paläographischen Gründen zu stützen und aus einer scharfsinnig begründeten Rekonstruktion des ursprünglichen Codex die jetzige Stellung des Kapitels zu erklären. Das ist aber unmöglich; der erste Satz des Kapitels 14 kann trotz Chr. niemals ein Buch eröffnet haben und bezieht sich auf alle Fälle auf eine vorangegangene Schilderung Spartas. Als Datierung plädiert die Verfasserin für das Jahr 395 v. Chr., was in der erweiterten Form «Korinthischer Krieg» wohl zugegeben werden kann; aber auch hier ein Anstoß: das *πάλιν* in dem vorletzten Satz des Kap. 14 kann trotz den Versicherungen der Verf. an der Stelle, wo es steht, nicht «dagegen» heißen, sondern nur, «die Griechen fordern sich gegenseitig auf, zu verhindern, daß die Spartaner die Herrschaft *wieder* erringen». Als Verfasser verwirft K. Chrimes wegen gewisser Anstöße Xenophon und schlägt statt dessen den Kyniker Antisthenes vor. Beides ist alles andere als überzeugend. E. Meyer.

W. J. Verdenius: **Mimesis, Plato's doctrine of artistic imitation and its meaning to us.** Philosophia antiqua, vol. III. Brill, Leiden 1949. 50 p.

La première partie de cet opuscule ordonne les réflexions éparses de Platon sur le thème de l'imitation artistique en une synthèse qui fait apparaître la nature idéale de l'œuvre

d'art: divinement inspiré, l'artiste connaît une vérité supérieure aux réalités phénoménales, l'idée, et c'est elle qu'il s'efforce de révéler par une imitation fidèle. La richesse des citations – plus de quatre-vingts – et leur à-propos donnent au système ainsi reconstruit toute la solidité nécessaire, mais on s'étonne que manque son couronnement: prise à son tour comme modèle parfait, l'œuvre d'art suscite chez ceux qui reçoivent son message une nouvelle imitation dont ils manifestent l'effet dans leur comportement moral (*Ion* 535e, *Rsp.* 398b, *Legg*, 670cd, etc.). La seconde partie est surtout une défense de Platon contre l'esthétique moderne – tacitement limitée à l'art figuratif – où l'auteur oppose à la notion romantique de création la modestie de la doctrine antique qui ne voit en l'artiste qu'un interprète. Douze pages de notes principalement bibliographiques complètent utilement cette monographie. F. Lasserre.

Hermann Koller: **Die Komposition des platonischen Symposions.** Gebr. Leemann, Zürich 1948. 112 S.

Dans cette thèse de doctorat, présentée à l'Université de Zurich, l'auteur analyse le *Banquet* avec conscience et méthode. A l'aide d'arguments qui ne sont pas nouveaux, il montre que Platon a voulu donner une illusion d'historicité, mais que son récit n'en est pas moins une libre composition. Puis, accordant aux débats dialectiques (débats auxquels il donne comme pendants le mythe de la naissance de l'amour et la fin du discours de Diotime) une importance peut-être excessive, il tente de reconstituer la manière dont les divers éléments du dialogue se sont successivement imposés à l'esprit de Platon et se sont ordonnés. Les pages à mon avis les plus intéressantes et les plus substantielles de l'ouvrage sont celles où l'auteur traite de la difficile conciliation entre les exigences de la dialectique socratique et celles de l'inspiration poétique de Platon. En excursus, il reprend l'étude de ce problème dans le *Protagoras*, où la juxtaposition de ces deux éléments provoque dans la composition une disparate que Platon a su éviter dans le *Banquet*. O. Reverdin.

Daniel de Montmollin: **La poétique d'Aristote, texte primitif et additions ultérieures.** Thèse. Imprimerie Messeiller, Neuchâtel 1951. 374 S.

Diese Dissertation ist die Frucht einer ungewöhnlichen geistigen Energie; ihr Verfasser interpretiert die aristotelische Poetik Satz für Satz nach den Gesichtspunkten der gedanklichen Folgerichtigkeit und der Übereinstimmung mit der einleitenden Disposition. Wo diese fehlen, sieht er die Folge einer Überarbeitung, welche die ursprüngliche Geschlossenheit der Schrift zerstört habe. Für die Arbeitshypothese zweier Schichten kann sich der Verfasser auf die Entwicklungsphasen berufen, welche W. Jaeger für andere Schriften des Aristoteles nachgewiesen hat, und manche seiner Ausklammerungen späterer Zusätze sind evident. Ob die angewandte Methode aber zur Behebung aller Anstöße genügt, ob vor allem die Urpoetik die postulierte Geschlossenheit aufgewiesen habe, wird durch weitere Interpretationen zu überprüfen sein; der Rezensent bezweifelt es angesichts des hypomnematischen Charakters der Poetik. Die scharfsinnigen Analysen de Montmollins dürfen aber von einem zukünftigen Bearbeiter der ebenso problemreichen wie wichtigen Schrift des Aristoteles nicht übergangen werden. F. Wehrli.

Epiktet, Teles, Musonius, Wege zu glückseligem Leben, eingeleitet und übertragen von *Wilhelm Capelle*. Artemis-Verlag, Zürich 1948. 346 S.

Eine Auswahl aus den Diatriben des Epiktet bildet das Kernstück des Buches. Sie gewähren einen trefflichen Überblick über das Denken des großen Sittenlehrers der Kaiserzeit. Daran fügt der Herausgeber Stücke aus Teles und Musonius. Kurze, etwas zersplitterte Einleitungen über die historische und geistige Situation, über die Persönlichkeit der Verfasser, das Verhältnis ihrer Lehren zum Christentum und die Eigenart des Diatribenstils erleichtern das Verständnis des Textes. M. Lienhard.

Plotini Opera, tom. I, ediderunt *Paul Henry* et *Hans-Rudolf Schwyzer*. Museum Lessianum, series philosophica 33. Paris und Brüssel 1951. LVIII + 421 S.

Das große Ereignis der letzten Jahre für den antiken Philosophiegeschichtler. In vorbildlicher Zusammenarbeit ist durch extensive und intensive Handschriftenforschung dem Text eine sichere, man darf sagen endgültige Grundlage gegeben. Der kritische Apparat – neben dem ein Zeugen- und Zitatenapparat steht – erstrebt vollständige Darbietung der Lesarten der Haupthandschriften, die richtig womöglich familienweise notiert sind. Außer gelegentlichen knappen Texterklärungen sind dort Konjekturen Früherer reichlich mitgeteilt, manchmal auch mit Begründung abgewiesen. Im Text stehen nur die ganz unumgänglichen, auch eigene der vornehm nur gemeinsam zeichnenden Herausgeber. Sehr kühn ihr Satz (S. XXXIV): ubicumque tacemus, puta nos textum quem recepimus intellexisse nobis

videri. Aber gleich in den ältesten Worten Plotins, 1: 6, 1, 2 (Zeile des Kapitels, identisch mit der der Bréhierschen Ausgabe, die man nun für Zitierung annehmen muß, nachdem die neue Ausgabe die Harderschen Paragraphen abgelehnt hat), kommt man ohne ältere Konjektur nicht aus (vgl. Plato. *Hipp. mai.* 298a). Freilich erst jetzt, wo die Überlieferung klar ist, ist Konjizieren eine Freude. Bisher erfolgte es mit schlechtem Gewissen.

W. Theiler.

Joseph Katz: **Plotinus' search for the good.** King's Crown Press, Columbia University New York 1950. 106 S.

Dem Verfasser dieser ebenso klugen wie kritischen Untersuchungen geht es nicht um ein bloß historisches Verständnis Plotins, obwohl sich bei ihm auch gute Bemerkungen über dessen Beziehungen zur stoischen und epikureischen Ethik, ja über problemgeschichtliche Zusammenhänge mit der vorsokratischen Philosophie finden. Sein Hauptinteresse ist vielmehr aktueller Art und drängt zur Frage nach der philosophischen Standfestigkeit von Plotins Lehre. Eindrücklich ist vor allem der Abschnitt über dessen religiöses Hauptanliegen, die Erlösung aus der leiblichen Verstrickung, und seine Befriedigung im Rahmen des ganzen Systems. Der Verfasser legt hier eine Spannung zwischen der Seelenlehre und der Theorie von der Emanation alles Seins aus einem höchsten Prinzip dar: der Aufstieg der Seele erfolge in einer Weise, daß er statt Erfüllung der Sehnsucht in Wahrheit durch Austilgung alles individuellen Bewußtseins und durch Aufgehen in der Gottheit die Vernichtung bringe.

F. Wehrli.

Arrian: Alexanders des Großen Siegeszug durch Asien, eingeleitet und neu übertragen von *Wilhelm Capelle.* Artemis-Verlag, Zürich 1950. 504 S.

Daß in der schnell wachsenden «Bibliothek der Alten Welt» des Artemisverlags nun auch Arrians *Anabasis,* noch dazu in so schöner Ausstattung erscheint, ist sehr verdienstlich, vor allem, weil auch eine Übersetzung der *Indike* beigesteuert ist. Voran geht eine längere Einleitung, in der Capelle über den Hellenismus im allgemeinen und Arrian und seine Quellen im besonderen spricht; am Schluß folgen erläuternde Anmerkungen. Die Freude wird leider etwas gedämpft durch die Qualität der Arbeit. Schon die Übersetzung weist Mißverständnisse und Fehler auf und Einleitung und Kommentar noch mehr. Gewiß liest man auch manche wertvolle und gute Ausführungen, aber daneben stehen belanglose Banalitäten, die keiner Erklärung bedurft hätten, während vieles Wichtige nicht gesagt wird. Vor allem aber enthält der Kommentar befremdlich viele Irrtümer und unrichtige Angaben besonders in geographicis, die im einzelnen aus Raumgründen hier nicht angeführt werden können.

E. Meyer.

G. Quispel: **Ptolémée: Lettre à Flora.** Editions du Cerf (Sources chrétiennes), Paris 1949.

Die beiden großen Häretiker des 2. Jahrhunderts in Rom, Marcion und Valentinus, begründeten zwei Formen gnostischen Christentums. Ein kurzer griechischer Brief, mit dem der durch Irenaeus uns wohlbekannte Valentinianer Ptolemaeus eine gebildete Christin Flora für seine Lehren zu gewinnen sucht, behandelt im Kern die Gültigkeit des jüdischen Gesetzes (mit dem Dekalog) durch Auswertung von Jesussprüchen: es ist unvollkommen, stammt also nicht vom vollkommenen Gott der Güte, sondern eben vom Gesetzesgott der Gerechtigkeit, modern Jahwe, gnostisch gesprochen vom Demiurgos oder Schöpfergott. Der im Panarion des Epiphanius (33, Kap. 3–8) überlieferte Brief ist mehrfach gesondert herausgegeben, zuletzt von Harnack in den «Kleinen Texten». Die neue Ausgabe bringt den Text mit kritischem Apparat und gegenübergestellter französischer Übersetzung (p. 46–69) und einen exegetischen Kommentar (p. 71–100). Besonders wertvoll aber ist die Einleitung (p. 7–40), die eine Wiederherstellung der Grundsätze der Bibelinterpretation des Valentinus versucht. Für eine solche Aufgabe war Verf. vortrefflich vorbereitet durch frühere Arbeiten: De Bronnen van Tertullianus adversus Marcionem (Leiden 1943); The original doctrine of Valentine (Vigiliae Chr. 1, 1947, 43ff.); La conception de l'homme dans la gnose valentinienne (Eranos-Jahrbücher, Zürich 1947, 249ff.).

M. Leumann.

Jos. Fruytier, S.J.: **Het woord** *ΜΥΣΤΗΡΙΟΝ* **in de Catechesen van Cyrillus v. Jeruzalem.** Nijmegen 1950.

Cyrille de Jérusalem (315–386) défenseur de la foi de Nicée au Concile de Constantinople (381), connu par ses démêlés avec Acacius, évêque arien de Césarée, nous a laissé 23 catéchèses destinées à l'instruction des païens convertis et dans lesquelles le mot *mystérion* revêt plus d'aspects scientifiques qu'il ne le paraît au premier abord. Lié au monde religieux

non-chrétien, ce mot a été employé dès le début pour désigner la substance chrétienne. Mais quels sont le sens et la portée de ce mot? C'est-ce que veut mettre en lumière le Dr Fruytier dans l'ouvrage que nous annonçons, destiné à trancher le débat soulevé par dom O. Casel qui rencontra un contradicteur décidé en la personne du Dr Karl Prümm. Tandis que le premier voit dans le mot *mystère* l'expression du culte, le second y découvre la doctrine de l'Eglise. Or le Dr F. eut dès l'abord la certitude que les antagonistes n'avaient pas de méthode linguistique consciente fondée sur les principes de la linguistique générale. Cette constatation l'a conduit à exposer les principes méthodologiques qu'il a suivis et à rechercher le sens du mot mystère chez les auteurs païens, juifs et chrétiens avant d'aborder l'œuvre de Cyrille. Un second volume donnera la conclusion de cette étude un peu spéciale, bien menée, où il y a cependant des longueurs qu'on aurait pu éviter, des erreurs (II. Thess. et les Pastorales ne sont pas de Paul) mais qui est fort instructive et nous fait pénétrer dans l'intimité de l'enseignement de l'Eglise au 4e siècle. L. Perréraz.

K. Büchner und *J. B. Hofmann:* **Lateinische Literatur und Sprache in der Forschung seit 1937.** Wissenschaftliche Forschungsberichte herausgegeben von K. Hönn. Verlag A. Francke, Bern 1951. 299 S.

Den weitaus größeren Teil dieses Bandes, nämlich 240 Seiten, füllt der Bericht über die lateinische Literatur von K. Büchner. Dieser behandelt die einzelnen Publikationen, deren Inhalt er zum Teil genau referiert, im Rahmen einer umfassenden Diskussion von Problemen und Zielen der Forschung. Der Stoff ist in den ersten 5 Kapiteln chronologisch geordnet, auf einen Abschnitt über die vorliterarische Zeit folgt je einer über die Autoren der republikanischen, der augusteischen und nachaugusteischen Epoche sowie der späteren Kaiserzeit; die nächsten Kapitel haben «römische Lebensbegriffe» wie *humanitas, virtus, dignitas* usw., «das Römertum im allgemeinen» und «Methodisches» zum Gegenstand.

Der sprachliche Teil von J. B. Hofmann ist in einen allgemeinen und einen besonderen Abschnitt gegliedert; jener behandelt die Literatur über Umgangssprache, Vulgärlatein, Urromanisch und Sondersprachen, dieser die Handbücher sowie die Neuerscheinungen über italische Vorgeschichte, über die «voritalischen» Sprachen Italiens, über Oskisch, Umbrisch und die Zwischendialekte.

Als bibliographischer Führer wird dieses Werk für lange Zeit unentbehrlich bleiben.

F. Wehrli.

Ettore Paratore: **Storia della Letteratura Latina.** Sansoni, Florenz 1950. 992 S.

Paratore stellt die Geschichte der lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zu Boethius jeweils im Rahmen einer mehr oder weniger fragmentarischen Biographie der einzelnen Schriftsteller dar, eingezwängt in die für die Literatur willkürlichen politischen Epochen. Nach der Parade der Großen jedes Zeitabschnittes wird in ermüdender Gleichförmigkeit ein Kapitel über die «Minori» angehängt. Ein analoges Schema läßt sich für jede einzelne Darstellung nachweisen: Biographisches, kurze Paraphrase der Werke mit ausführlichen Zitaten in italienischer Übersetzung, Nachleben. Das Werk gibt eine flüssig geschriebene Communis opinio über die gesamte lateinische Literatur, der leider eine persönliche Stellungnahme und Verpflichtung abgeht. Einzelne Biographien, wie z. B. diejenige Catos sind als solche kleine Meisterwerke, die es aber nicht ertragen, in erschöpfender Vollständigkeit durch tausend Seiten immer wieder abgewandelt zu werden. Da andererseits keine Angaben über den gegenwärtigen Stand der literargeschichtlichen Probleme und über die wissenschaftliche Literatur gemacht werden, kann das Buch auch nicht als Nachschlagewerk benützt werden. H. Koller.

T. Macci Plauti Rudens recensuit *A. I. Amatucci*, Corpus scriptorum Paravianum. Turin 1949. XIV+103 p.

Page type: quatre parties superposées: texte, *testimonia* lexicographiques, commentaire métrique, apparat critique. Quarante-cinq ans de recherches donnent au savant italien une expérience exceptionnelle de la question. Le texte repose sur une étude approfondie des comédies, des personnages, sur l'assimilation de leur langage au travers de leur psychologie, la tradition manuscrite, maintes fois vérifiée. Amatucci attribue moins d'autorité à l'*Ambrosianus* qui, estime-t-il, a subi trop de retouches des grammairiens (Probus et son école). La collation de François Duaren éveille aussi sa défiance.

En principe, l'éditeur admet tout ce qui est de Plaute ou de son époque. Quant à l'orthographe – il serait vain de songer à la rétablir –, il en reste aux compromis entre les manuscrits et la linguistique: maintien des aspirées *ch, th, ph;* de la simple pour la géminée; en cas de désaccord des manuscrits, préférence pour l'assimilation, plus proche de la langue

populaire (p. VII). Selon le *consensus*, maintien de la terminaison du superlatif en *-imus*, de *-us* et *-um* (2e déclinaison). En revanche, *-uus*, *-vus*, *-vum* sont toujours corrigés en *-uos*, *-vos*, *-uom*, *-vom;* l'accusatif pluriel des noms de la 3e déclinaison, thème en *-i*, en *-is*. Plus réticent qu'Ernout (édit. 1939), Amatucci ne tolère le nominatif pl. en *-is* des mêmes noms qu'avec forte réserve. Pour lui, incohérence et laisser-aller ne sont pas des symptômes de corruption. Les pièces étaient destinées à être jouées, non à être lues. Il s'en suit une certaine liberté due à la spontanéité de l'expression. Conséquence: les corrections proposées par les puristes, notamment pour éviter les hiatus, tombent. Une métrique arbitraire ne règne plus en maîtresse.

Parmi les interventions de l'éditeur, signalons v. 161: *Qui Herculi quoque socius esse diceris*; 205: *compotis sum*; 798: *affer huc ⟨foras⟩*; 1307: *⟨mi⟩ et ali⟨is⟩*. Elles font honneur à son doigté. Le choix d'une leçon impliquant une interprétation, on en trouvera, si besoin est, le commentaire philologique dans l'apparat critique. La scansion est facilitée par le commentaire métrique commodément disposé sous les yeux du lecteur. A plus d'un endroit, le métricien constatera des divergences avec la versification habituelle. Souvent la solution adoptée tend à une simplification de bon aloi.

A. G. Amatucci s'est proposé de donner un specimen d'une édition de Plaute. Le but est atteint. Son travail prolonge, en l'enrichissant, celui de ses illustres devanciers. Ce *Rudens*, soigneusement publié, sera l'indispensable auxiliaire du travailleur. J. Béranger.

Barbara Krysiniel-Jozefowicz: **De quibusdam Plauti exemplaribus graecis. Philemo—Plautus.** Towarzystwo naukowe w Toruniu, prace wydziału filologiczno-filozoficznego, t. II z. 2. Toruń 1949. 112 p.

Appliquant à cinq comédies tirées de Philémon (*Merc. Trin. Most. Epid.? Pseud.?*) une méthode exercée d'abord sur le *Poenulus* (*Der plautinische Poenulus und sein attisches Vorbild*, Eos 1932), l'auteur tente de reconstruire à partir des inconséquences psychologiques de Plaute et sans admettre de contamination l'intrigue supposée parfaite de leurs modèles grecs. La comparaison montre que Plaute se plaît à compliquer l'action plus qu'à peindre des sentiments et qu'il résume ou développe plutôt qu'il ne traduit. Valable en soi le critère adopté comporte nécessairement dans son application une certaine subjectivité; il est probable aussi que le caractère conventionnel des personnages de la comédie grecque a souvent simplifié leur psychologie. Cependant l'auteur sait ne pas négliger l'appui des rares fragments utilisables des originaux et si l'analogie des mariages interdits dans le *Phormio* de Térence, traduit de l' *'Επιδικαζόμενος* d'Apollodore, et dans l'*Epidicus* ne prouve en rien que Plaute y adapte l' *'Επιδικαζόμενος* de Philémon, en revanche l'identification du *Pseudolus* au *Σάρδιος* (*-διον* recte Körte) par des parallèles (frr. 73s.=vv. 99ss. 85ss.) et par l'ingénieux rapprochement *σάρδιος – symbolum* (vv. 55ss.) emporte absolument la conviction. F. Lasserre.

Cicero, De re publica a cura di *L. Ferrero*. I classici della nuova Italia per le scuole Italiane dir. da C. Gallavotti, vol. 30. La nuova Italia, Florenz 1950. 236 S.

Diese Ausgabe gibt sich als eine Schulausgabe, ist aber teils weniger, teils bedeutend mehr als eine solche. Mehr ist sie darin, daß nun endlich einmal die drei Ströme der Textüberlieferung mit der nötigen Entschiedenheit auseinander gehalten werden: der Vat. Lat. 5757, das *Somnium* und die Fragmente. Es ist eine wahre Befreiung, daß jetzt endlich die fatale Einordnung der Fragmente in den Text und die Paragraphenzählung des Palimpsestes preisgegeben wird. Noch Ziegler und Castiglioni hatten sie beibehalten. Dabei ist sie nicht nur an sich methodisch bedenklich, sondern in unserem Falle gänzlich unzulässig und irreführend: Weder läßt sich über die Abfolge der Fragmente, außer im allgemeinsten, irgendetwas Sicheres ausmachen, noch steht überhaupt die Zahl der Fragmente fest. Bei Laktanz und Augustin wird sich ohne Frage noch Manches finden lassen. Gerade die übersichtliche Zusammenstellung des bisher Identifizierten im dritten Teil unserer Ausgabe läßt ahnen, wie viel noch zu tun ist.

Auch die Interpretation der Fragmente erhält erst mit dieser Trennung eine klare Basis. Zwei Kleinigkeiten dürfen vielleicht berührt werden: Nr. 64 aus dem dritten Buch über Sardanapal und seinen Namen hängt evident zusammen mit Aristoteles bei Athen. 335F., ein Beweis, daß Walzers Einordnung des Aristotelesfragments in den *Protreptikos* (Fragm. 16) falsch, Roses Einordnung in *π. δικαιοσύνης* (Fragm. 90) dagegen richtig ist. Nr. 98 und 164, ebenfalls aus dem dritten Buche, enthalten eine Theorie der Sklaverei, die sich eng mit Ar. *Pol.* 1254a 17ff. berührt, aber nicht hieraus, sondern auch aus *π. δικαιοσύνης* stammen wird. Den Texten des Palimpsestes und des *Somnium* werden reichliche Anmerkungen beigegeben. Leider bewegen sie sich fast ganz in dem Rahmen, der seit Generationen für Schulausgaben festzustehen scheint. Sollte es nicht einmal Schulausgaben geben können,

die mehr bieten als harmlose Realien und noch harmlosere Grammaticalia? Es könnte doch auch auf dieser Ebene Einiges über die schriftstellerische und philosophische Komposition eines Werkes gesagt werden. In unserem Falle etwa, wie Cicero im Autorenproömium des ersten Buches Angriffe gegen Epikur mit dikaiarchischer Polemik gegen die Professorenphilosophie seiner Zeit (Fragm. 31 Wehrli) kombiniert; oder wie dann das Vorgespräch über den Bios Theoretikos nicht ganz glücklich an ein Prodigium angeschlossen wird, das als solches gerade nicht nur eine Angelegenheit der reinen Theoria ist; wie dann Scipio sich im Laufe des Vorgesprächs zur Theoria bekehrt, so daß das *Somnium* zwar vorbereitet ist, die Rückwendung zum Gegenstand des Hauptgesprächs aber (1, 33) nur ziemlich gewaltsam erfolgt; oder wie Cicero in den ganzen Gesprächen von *De re publica* mit einer charmanten, sehr römischen Pedanterie die Rangfolge der Gesprächspartner beobachtet. So wäre viel zu sagen, gerade auf Grund der Forschungsergebnisse der letzten Jahre – über die F. im übrigen nichts sagt.

Doch die Dürftigkeit des Kommentars fällt nicht allzu sehr ins Gewicht neben der methodischen Leistung, für die wir sehr dankbar sein dürfen. O. Gigon.

M. Tullius Cicero: Cato maior. Textbearbeitung, Einführung und erklärendes Namenverzeichnis von *Hans Herter*. Heidelberger Texte. Lateinische Reihe. Band 19. Verlag Kerle, Heidelberg 1949.

Dans le cadre des Heidelberger Texte, Mr. H. Herter, professeur de philologie classique à l'université de Bonn, publie un *Cato maior* que précède une introduction d'une extrême densité. Tous les problèmes que pose ce dialogue: date, but, personnages, sources, y sont présentés d'une manière concise, mais nullement dépourvue de clarté et de nuances. Toutefois on voudrait trouver quelques sous-titres dans ce texte compact; ne serait-ce que pour retrouver rapidement tel point de vue personnel: ainsi (p. 7s.) la comparaison du Caton idéalisé par Cicéron et celui que révèlent ses œuvres ou (p. 15s.) la discussion de la principale source de Cicéron: Ariston de Chios ou Ariston de Céos, le stoïcien ou le péripatéticien? Monsieur Herter opte pour le second à la suite d'une argumentation sommaire, mais qui ne manque pas de solidité. Le texte tient largement compte des amendements des éditions antérieures; la liste d'ailleurs en est donnée. La bibliographie, qu'il serait avantageux d'éclairer de points à la ligne, réfère à des ouvrages allemands beaucoup plus récents que ceux que cite par exemple l'édition de Wuilleumier. M. Broye.

J. André: **La Vie et l'Oeuvre d'Asinius Pollion.** Collection Etudes et Commentaires VIII. Librairie Klincksieck, Paris 1949. 138 p.

M. André avait publié antérieurement trois études sur des points de détail concernant Asinius Pollion (REL XXIV 1946, XXV 1947, XXVI 1948). En composant une monographie exhaustive sur la vie et l'œuvre de cet important personnage il a voulu combler une lacune. Les derniers écrits sur ce sujet datent, en effet, de 1877 en France (F. Aulard), de 1922 à l'étranger (E. D. Pierce, New-York); ils sont dépassés à bien des égards.

L'auteur retrace la carrière de Pollion; puis, au moyen des fragments qui nous restent de ses œuvres et des jugements portés sur lui par les anciens, il dessine son visage multiple de poète, d'historien, d'orateur et de déclamateur, d'auteur de pamphlets et de critique grammatical et littéraire; il reconstitue son style et sa langue; il montre enfin Pollion, ami intelligent et généreux des lettres et des arts. Il nous donne donc le portrait le plus complet qu'on puisse avoir de cet homme, l'idée la plus exacte qu'on puisse se faire de son œuvre.

Cependant, chemin faisant, M. André poursuit un second but en s'attachant à élucider nombre de problèmes touchant à la vie de Pollion mais en relation aussi avec des personnages connus: César, Antoine, Octave, Cicéron, d'autres qui concernent son œuvre. Il s'applique, en particulier, à retrouver dans Appien et Plutarque ce qui revient à Pollion, dénonce les écrits qu'on lui attribue faussement. Appuyée sur une large érudition, sa méthode critique est clairement conduite, intelligente, sensible, ouverte. Elle entraîne presque toujours la conviction; quand elle ne peut aboutir qu'à des hypothèses, celles-ci paraissent vraisemblables.

A-t-il atteint aussi sûrement son dernier but: rendre à Pollion le rôle littéraire de premier plan qu'il mérite, selon lui, et démontrer l'injustice de l'oubli dans lequel il est tombé si vite? Je ne le crois pas. En lisant l'ouvrage de M. André nous sommes frappés de la désaffection dont fut victime non seulement l'œuvre de Pollion mais Pollion lui-même: César, qui lui a confié l'expédition de Sicile, tait son nom dans le récit qu'il en fait; il ne lui donne jamais de commandement particulier; Horace, qui le cite dans une Satire comme représentant de la muse tragique – mais sans y joindre d'éloge, il faut le noter –, ne le mentionne plus dans l'Art poétique où la tragédie tient tant de place; ses Histoires, nous dit M. André, furent utilisées, non estimées par les historiens postérieurs. Pourquoi? Sauf sur la tragédie,

les explications de M. André ne nous suffisent pas: intérêt de César à faire valoir l'opération militaire de Curion plutôt que les négociations de Pollion qui la rendirent possible; estime générale rendue aux Pompéiens et retour de Cicéron au pinacle après la période troublée de la fin de la République. Bien plutôt, cette désaffection tient, me semble-t-il, au caractère de Pollion et à son style. «Son œuvre», dit M. André (p. 61), «est l'histoire de la lutte entre les partisans de la légalité républicaine et les aspirants au pouvoir personnel.» On en peut dire autant de sa vie publique. Cet homme parfaitement intègre mais intransigeant se heurte à des ambitieux. Ceux-ci sentent, même lorsqu'il s'est attaché à eux, qu'il ne servira leurs intérêts que dans les limites strictes de sa rigide honnêteté. D'où l'espèce de suspicion dans laquelle ils le tiennent. Comme orateur et historien il eut des qualités de fond dont témoignent Quintilien et les emprunts d'Appien et de Plutarque; mais auprès de la postérité, c'est par la forme et le style surtout que se recommandent les œuvres littéraires. Néo-attique, après que la prose de Cicéron se fut imposée, Pollion était non seulement «retardataire et traditionnaliste», il allait à contre-courant. Le temps a noyé ses écrits comme ceux de ses condisciples. Cela nous vaut les recherches sagaces de M. André. L'injustice est réparée. E. Bréguet.

Hildebrecht Hommel: **Horaz, der Mensch und das Werk.** Verlag Kerle, Heidelberg 1950. 144 S.

Neben die weitausholende Horazmonographie von W. Wili tritt nun die knappere, ebenfalls jedem gebildeten Leser zugängliche Darstellung Hommels. Das Versprechen des Titels wird in folgender Kapitelreihe eingelöst: Schulautor und Dichter, Herkunft und Umwelt, Lebensweisheit und Philosophie, Die Freundschaft mit Maecenas, Der Glaube an Rom und Augustus, Kunst und Künstlertum, Nachruhm und Fortwirken. Vor der Gefahr, die Macht der literarischen Überlieferung zu unterschätzen, in welche die Erklärung des Werkes aus dem Menschen führt, bewahrt den Verfasser im allgemeinen sein literargeschichtliches Taktgefühl; wie weit die biographische Ausdeutung des Textes gehen darf, ist in vielen Fällen Ermessensfrage. F. Wehrli.

Joseph A. Maurer: **A commentary on C. Suetoni Tranquilli vita C. Caligulae Caesaris,** chapters 1–21. University of Pennsylvania Dissertation, Philadelphia 1949. 108 S.

Daß Sueton mit der Fülle seiner Mitteilungen für ein historisches, durch Inschriften, Münzen usw. gestütztes Interpretieren ein ideales Feld darstellt, ist evident. Es sind denn auch in den letzten Jahrzehnten eine ungewöhnliche Zahl von Einzelkommentaren zu seinen *Caesares* erschienen. Ihnen gesellt sich nun ein Kommentar zum ersten Teil der Vita Caligulas zu.

Seine Vorzüge und Mängel sind leicht zu erkennen. Es handelt sich um einen Realienkommentar im engsten Sinn des Wortes; mit der größten Gewissenhaftigkeit wird alles zusammengetragen, was zu den Namen, Institutionen und Tatsachen zu sagen ist. Insofern ist er ungemein nützlich. Dagegen findet man nichts über jene Fragen, die die Literaturhistorie zu stellen hat. Es wird nichts darüber gesagt, welche Werke Sueton für seine Darstellung benutzt hat, obwohl allein schon cap. 8 zu einer Diskussion darüber hätte zwingen müssen. Zu 1, 2 wird zwar Plin. *N. h.* 11, 187 zitiert, ebenso zu 12, 2 Seneca bei Suet. *Tib.* 73, 2; aber daß sich mit solchen Parallelen das Problem der Quellen Suetons stellt, scheint der Verf. überhaupt nicht zu wissen. Es wird auch nicht gefragt, wieweit Sueton in seinem Urteil über Person und Taten Caligulas konsequent ist oder nicht. Und vollends bedenklich ist, daß der Kommentar mit cap. 21 abbricht, also an jener Stelle, an der Sueton erklärt, nach der Darstellung des Princeps zu derjenigen des Monstrum übergehen zu wollen. Da wäre denn doch zu fragen gewesen, wie Sueton zu einem solchen Aufbau der Vita kommt, wie er sich zum Aufbau der anderen Viten verhält, und vor allem, wie sich die zwei damit geschaffenen Teile gegenseitig zueinander verhalten. Sollen es zwei Etappen im Lebenslauf sein, oder hat Sueton per species (*Aug.* 9) zusammengestellt, was er für die zwei extrem entgegengesetzten Aspekte des Mannes fand? Wie verhalten sich etwa die Angaben über die Ehrungen der ganzen Familie (15) zu den parallel aufgebauten Angaben über die Mißhandlungen der Familie (23/4)? Und wie die Mitteilungen über die *devotiones* in 14, 2 zu den entsprechenden Stellen in 27, 2? Von diesem Hauptproblem der Vita erfahren wir bei M. überhaupt nichts.

Ein nützliches Hilfsmittel bleibt der Kommentar ohne Zweifel auch so. Aber von der Interpretation eines Textes als solchen hat er keine Ahnung. O. Gigon.

Emanuele Castorina: **Apuleio poeta.** Cav. Niccolo Giannotta editore. Catania 1950. 42 p.

Dans cette courte étude, Mr. Castorina qui a déjà apporté plusieurs contributions à la connaissance de la poésie latine (Licinio Calvo, 1946; Poetae novelli, Florence 1949;

Da Levio a Vergilio, in Giornale italiano di filologia II 1949) se sert de ses conclusions antérieures pour donner à Apulée la place qui lui revient parmi les poètes latins. Révélée par l'examen métrique, l'originalité des iambes d'Apulée (Morel frr. 1 et 2) réside dans leur habileté technique (libre traitement des pieds fondamentaux de chaque dipodie); cet examen, comme l'étude des particularités linguistiques et stylistiques, fait apparaître l'étroite parenté de ces fragments avec l'amplification poétique du distique de Platon d'auteur inconnu citée par Aulu-Gelle (p. 12–34). Quant aux distiques élégiaques (Morel frr. 3–6) et au septennaire trochaïque (Morel fr. 7), ils se signalent par l'influence qu'y exerce Catulle.

Ce petit livre qui rend le service de traiter un sujet qui, sauf erreur de ma part, n'a jamais été traité qu'en passant, est d'une lecture difficile si l'on ne connaît pas les œuvres antérieures de son auteur. M. Broye.

S. F. Bonner: **Roman declamation in the late republic and early empire.** University Press of Liverpool 1949. VII+177 S.

Die gelehrte Untersuchung weist die Ursprünge der römischen Deklamation in den Schulübungen der griechischen Rhetoren und Philosophen auf und zeigt ihre zunehmende Entfremdung von der Gerichtspraxis in der Kaiserzeit. Diese Entfremdung geht aber nicht so weit, daß auch die Rechtsgrundlage der behandelten Fälle erfunden wäre, wie man schon gemeint hat: der Verfasser weist für die Deklamationen in der Sammlung des älteren Seneca nach, daß sie größtenteils auf wirkliche römische Gesetze Bezug nehmen. Er gibt außerdem einen Überblick über die in den Rhetorenschulen behandelten Themen und behandelt die antike Diskussion über den Wert dieses Schulbetriebes, die literarischen Anspielungen in den Deklamationen Senecas und den Einfluß der ganzen Gattung auf die kaiserzeitliche Literatur. F. Wehrli.

Marcel Durry: **Eloge funèbre d'une matrone romaine** (éloge dit de Turia). Texte, traduction, commentaire. Les Belles Lettres, Paris 1950. XCVIII+83 p. (en partie doubles).

Texte communément désigné, depuis la restitution de Mommsen (*Ges. Schr.* I 395–441) sous le titre de *laudatio Turiae*, attribution que la découverte d'un nouveau fragment (CIL VI 37053) avait rendue suspecte (RE XII 994 Vollmer), que la présente édition condamne définitivement dans une démonstration rondement menée. L'héroïne de l'inscription et son mari ne peuvent être le couple Vespillo-Turia dont Valère-Maxime (VI 7, 2) narre la touchante aventure, pas plus que d'autres proscrits perdus dans l'anonymat (Appian., *B.C.* IV 5, 16 – 51, 223). Rien ne permet d'établir le moindre rapport. Jusqu'à la découverte de compléments, il faudra se contenter de l'éloge d'une femme, qui, puisque son identification nous est refusée, «devient celui de l'Epouse romaine» (p. XCVIII).

Ce texte bref pose de graves problèmes de forme et de fond. Il reste des deux tables de marbre où il avait été gravé trois fragments; trois autres sont connus grâce à des copies. Une publication comporte le travail minutieux et délicat d'ordonner, de compléter ces éléments. Les lacunes sont nombreuses. A l'épigraphiste de les combler dans la mesure du possible en s'aidant des matériaux disponibles, en résistant surtout à la tentation d'y mettre du sien; à l'archéologue de le rapporter aux institutions contemporaines; au philologue d'établir et de respecter les usages de la langue d'après les données intrinsèques. Leur succéderont le grammairien (orthographe, emploi de l'*apex*, morphologie, syntaxe métrique, stylistique), l'historien (prosopographie), le juriste à qui revient une grosse part: démêler et commenter les allusions au mariage avec ou sans *manus*, à la procédure en cas de meurtre, au legs partiaire, à la tutelle testamentaire, la *coemptio*, la *gentilitas* ...

L'énumération de ces tâches donne un idée de l'ampleur du travail. M. Durry les remplit toutes avec tant de brio qu'il est malaisé de discerner en quoi il n'est pas spécialiste. Aussi ne sera-t-on pas surpris de voir chacun le tirer de son côté. Il apporte en effet: une histoire de la *laudatio funebris*, institution et genre littéraire, car notre inscription est bien un éloge funèbre, mais privé, prononcé *ad sepulcrum*, de sa «descendance illégitime», la *laudatio* encômiastique: consolation, panégyrique, oraison funèbre. Cette revue permet à M. Durry d'assigner sa place à la *laudatio*. Celle-ci est proprement romaine. Autrement dit, circonscrite à son domaine originel, elle est un des rares échantillons d'expression latine, non contaminée par l'influence hellénique. A ce titre, c'est un document capital. Puis, l'épitaphe datant des dernières années du Ier siècle av. J.-C., la grammaire et le style sont des témoins authentiques du genre simple à la fin de la République. L'orthographe donne une idée approximative de celle de Cicéron et consorts. Plus d'un éditeur, hésitant entre des arbitraires, saura dorénavant quelle leçon répond le mieux aux usages de l'époque classique.

L'apparat critique est chargé. M. Durry améliore les leçons de ses devanciers; il reconstitue les transitions indispensables s'en tenant strictement aux vestiges scripturaires et

linguistiques (cf. édit. p. 15). Il ne s'écarte du texte du *Corpus* que si indispensable. Dans les cas désespérés, il restaure en s'inspirant de textes similaires, un mot, dans une littérature d'esprit médiocre, appelant l'autre.

Le chapitre intitulé «Enigmes juridiques», bourré de références, fournit une contribution très importante à l'histoire du droit romain. Les juristes y trouveront pâture.

Muni d'un commentaire, d'*indices* (liste des principales *laudationes* attestées, mots, noms propres, anciens et modernes), écrit d'une main attentive, délicate et ferme, le livre bien édité, fait honneur à la science française. M. Durry a montré ce que devait être – ou essayer d'être – un philologue complet. Son exemple n'est pas utopie. J. Béranger.

Ammiani Marcellini rerum gestarum capita selecta edidit *Ioannes Baptista Pighi*. Bibliotheca Neocomensis scriptorum titulorumque Latinorum in usum Academicum curante Maximiliano Niedermann. Neuchâtel, Editions du Griffon; Paris, C. Klincksieck, 1948. XXXII+74 p.

D'importants prolégomènes introduisent cette publication: biographie, aperçu de l'œuvre, lettres de Libanius et de Symmaque à Ammien, manuscrits et éditions, clausules, sommaires des *Histoires* et table chronologique, avec mention des *excursus*.

Les extraits sont groupés par matières: préfaces des livres XV–XXV; XXVI–XXXI, conclusion (XXXI 16, 9); guerres (bataille de Strasbourg; guerres persiques); mort de Constance, proclamation de Valentinien; entrée de Constance à Rome, préfectures d'Olybius et d'Ampelius, portrait moral de la noblesse et de la plèbe romaines; la Rome chrétienne: malheurs de Libère et démêlés de Damase et d'Ursin; le Rhin, le Rhône et les Huns.

Trois apparats critiques: le premier réservé aux leçons issues du *Fuldensis* (V) et de l'*Hersfeldensis* (M); le suivant à celles du réviseur du *Fuldensis* (Vm^3), du *Vaticanus Lat.* 2969 et de l'édition de Gelenius qui en dérive (G); le troisième, condensé de critique verbale, commentant les conjectures des modernes.

Choix riche et excellent. Sous une formule succincte, il présente, en coupe, aux étudiants un auteur qu'ils ne rencontrent guère, faute de temps et de moyens, les initie à l'histoire du IVe siècle, à un chapitre de langue et de littérature neuf, à une méthode d'élaboration. Des mains expertes ont rassemblé sur un chantier les matériaux prêts au travail de reconstruction. Etablissement du texte, traduction, commentaire, *cursus*, voilà un menu copieux et varié de séminaire.

L'édition de M. Pighi témoigne de qualités exemplaires: précision, minutie, pénétration de la pensée et de la langue d'Ammien. La tradition littéraire obéit à une tendance archaisante. Le cliché et l'imitation marquent l'homme cultivé. Celui-ci réagit, masquant sa servilité sous des velléités d'indépendance. Puisqu'il ne peut s'affranchir du schème, il se rattrape sur le mot. L'originalité prend une revanche facile; l'écrivain se rabat sur les effets de la synonymie. A l'éditeur de percevoir ces remous et de ne pas confondre action et réaction. M. Pighi – que l'on fasse un sondage sur un thème connu –, l'a compris avec un tact rare. Il est arrivé à reconstituer un texte remarquablement pur.

Volume très bien édité. Evidemment, Ammien se prête mieux que d'autres à cette présentation, s'il n'y gagne. L'on se prend à regretter que la *Bibliotheca Neocomensis*, aux titres prometteurs, ait dû déjà suspendre son activité. J. Béranger.

J. M. Vis S.J.: **Tertullianus' De Pallio tegen de achtergrond van zijn overige Werken.** Centrale Drukkerij, Nijmegen 1949.

Eine kurze Anzeige dieser wertvollen Untersuchung von Tertullians Schrift *De pallio* muß sich darauf beschränken, Methode und Ausrichtung dieser Arbeit zu kennzeichnen. *De pallio* gibt dem Interpreten das Problem auf, das Verhältnis der eigenartigen Schrift zum übrigen Schrifttum Tertullians abzuklären. Es beleuchtet die Schwierigkeit des Problems, wenn J. Geffcken die Abfassung durch Tertullian bezweifelte, J. Tixeront (im *Précis de Patrologie*) urteilte, *De pallio* «... n'est qu'un badinage spirituel, un exercice de rhétorique sur un rien». Lassen sich solch summarische Lösungen angesichts des komplexen Charakters von Tertullian aufrechterhalten?

J. M. Vis geht in seiner übersichtlich gegliederten Untersuchung sehr besonnen vor. Er unterzieht Tertullians Schrift einer minutiösen, beziehungsreichen, dabei immer lebendigen Analyse. Die Einzelaussagen werden nach Inhalt und sprachlich-stilistischer Prägung mit Stellen aus dem übrigen Schrifttum Tertullians verglichen, und im Zusammenhang damit versucht der Verf. von Fall zu Fall eine abgewogene, kritisch besonnene psychologisch-charakterologische Deutung einzelner Tatbestände. Die Vermutungen über den psychologischen Hintergrund der Einzelaussagen und der Gesamtschrift bleiben so streng innerhalb des Bereiches, in welchem eine weitgehende Kontrolle durch die objektiven Merkmale des Textes möglich ist.

Vis kommt zum einleuchtenden Ergebnis, daß Tertullian in *De pallio* nicht so sehr eine Sache als vielmehr seine Person verteidige und damit dasselbe Ziel verfolge (vielleicht nur schärfer und in der Form gesuchter) wie in seinen andern Schriften. D. Lerch.

Hieronymi (Sanct. Eusebi) epistulas selectas edidit *Carolus Favez.* Collection Latomus, vol. IV, Bruxelles 1950, X + 102 pp.

Né de la pénurie de textes latins dont nous avons souffert pendant la guerre, le choix de lettres de St. Jérôme que publie Mr. Favez dans une édition soignée et pratique, permettra aux étudiants et aux latinistes d'apprendre à connaître, sinon le théologien, du moins l'homme, l'ami, le directeur de conscience et l'écrivain chrétien. Une brève préface renseigne le lecteur sur l'histoire du corpus et sa transmission manuscrite. Le texte procède de celui de l'édition de Hilberg que Monsieur Favez cite (p. VI) et dont il donne les leçons avant les variantes des manuscrits. Il est difficile, pour ne pas dire impossible, de porter un jugement sur la valeur de ce texte tant qu'on n'aura pas classé les manuscrits de St. Jérôme selon leur importance. Une ponctuation judicieuse, un index nominum, un apparat critique en rendent la lecture facile. On peut peut-être regretter de n'y pas trouver une table des 19 lettres choisies et, dans la bibliographie, la mention de l'édition de Mr. Labourt (collection des universités de France) dont le premier volume a paru en 1949 et du livre de Mr. Pierre Courcelle «Les lettres grecques en Occident» dont le chapitre II donne un aperçu de l'état présent des études jerôlaniennes. M. Broye.

Pierre Courcelle: **Recherches sur les Confessions de Saint Augustin.** E. de Boccard, Paris 1950. 300 p. in-8⁰.

L'éminent historien des *Lettres grecques en Occident* vient d'écrire, en quelque sorte en marge des *Confessions* de saint Augustin, un livre remarquable. Appliquant avec exigence et perspicacité les règles de la méthode philologique la plus attentive, il a procédé au contrôle détaillé de toutes les assertions d'intérêt historique ou moral contenues dans les *Confessions.* Grâce à sa connaissance parfaite des textes de l'auteur, il complète à l'aide de passages empruntés à des œuvres ultérieures (*de moribus Manich.*, *Cité de Dieu*) les lacunes conscientes ou involontaires du récit, replace les faits dans leur ambiance. Ces *Recherches* sont un modèle de critique historique: on admirera avec quelle connaissance du milieu l'auteur expose les coutumes de la vie carthaginoise ou romaine, avec quelle sagacité il rectifie des conclusions trop facilement acceptées (l'éloge de Bauto est à distinguer du panégyrique de Valentinien), énonce des déductions chronologiques d'une surprenante précision et renouvelle l'interprétation de certains épisodes célèbres. Rédigé avec un esprit de complète impartialité scientifique et en dehors de toute doctrine préconçue, le livre nous permet de suivre de très près, presque mois par mois, et de mieux comprendre la succession des attitudes intellectuelles de saint Augustin, les influences auxquelles il s'est prêté, celles dont il s'est dépris. Sur la période manichéenne, sur l'adhésion directe à un platonisme déjà assujetti à l'obédience chrétienne, sur l'influence exercée par Mallius Théodorus, Simplicien et surtout par saint Ambroise (dont M. Courcelle met en lumière l'aspect néo-platonicien jusqu'ici méconnu ou négligé de sa théologie) le distingué professeur de la Sorbonne a écrit des pages qui sont un modèle d'objectivité et de vraisemblance psychologique. C'est l'une des plus belles contributions qui aient été apportées en ces dernières années à l'histoire de saint Augustin et à l'intelligence de sa pensée. G. de Plinval.

Sancti Aurelii Augustini Sermones selecti duodeviginti ... recensuit *D. C. Lambot* O.S.B. Stromata patristica et mediaevalia I. In Aedibus Spectrum, Utrecht-Brüssel 1950. 151 S.

Für Seminarübungen trefflich geeignet. Auf Grund eigener Handschriftenforschung ediert der Fortsetzer des Werkes von Dom Morin und hoffentlich zukünftige Herausgeber aller augustinischen Predigten textlich sichere, aber auch inhaltlich ansprechende Beispiele mit knapper Vorbemerkung. W. Theiler.

Sister *Mary Melchior Beyenka* O.P., M.A.: **Consolation in Saint Augustine.** Dissertation, The Catholic University of America, Patristic Studies, vol. 83. Washington 1950. 115 S.

Sister *Mary Francis McDonald* O.P., M.A.: **Saint Augustine's de fide rerum quae non videntur.** A critical text and translation with introduction and commentary. Dissertation, The Catholic University of America, Patristic Studies, vol. 84. Washington 1950. 147 S.

Die lange Reihe der patristischen Studien wird in diesen beiden tüchtigen Arbeiten fortgeführt. Die erste Arbeit knüpft an das Buch von Charles Favez, *La consolation latine chrétienne* (Paris 1937) an. Sie überblickt zuerst kurz die antiken Trostschriften, besonders

die Briefe, und weist dann auf die ähnlichen Motive bei den Vätern. Auch Augustin kann sich natürlich der rhetorischen Form nicht entziehen, doch treten in seinen Predigten und Briefen Tod, Leid und Auferstehung stärker unter biblischen Aspekt. Auf die Herausstellung eines *Panegyrikus für Monica* anläßlich ihres Todes, *Confess.* 9, 17ff., und auf die Auffassung der *Civitas dei* als Trostschrift für das Volk der Gottesstadt sei besonders hingewiesen.

Die zweite Arbeit druckt neu die kleine Schrift, die bei Migne *Patr. lat.* 40, 171–180 steht. Dem mit ausführlichem kritischen Apparat versehenen Text gehen Abschnitte voraus über die Handschriften mit Stemma, die früheren Ausgaben, die Datierung und Authentizität der Schrift, ihr Genus und ihren Stil einschließlich der Klauseln, die sprachliche Form der Bibelzitate. Der Kommentar gibt gelegentlich weitere Ausblicke, wie c. 2 zum antiken Freundschaftsthema. Alles ist äußerst kunstgerecht vorgebracht, freilich die methodologische Standardisierung drängt vielleicht neue Fragestellungen zurück. W. Theiler.

Jean Cousin: **Bibliographie de la langue latine 1880–1948.** Paris, Société d'édition «Les Belles Lettres», 1951. XXIII+375 p.

Sur l'initiative du grand animateur M. Jules Marouzeau, son maître, M. Jean Cousin, a dressé un répertoire méthodique des publications, parues entre 1880 et 1948 inclusivement dans le domaine de la linguistique latine. En feuilletant cette bibliographie, on demeure confondu devant l'immensité de l'effort, accompli par l'auteur, et on rendra pleinement hommage au mérite qu'il s'est acquis en trouvant à chacun de plus de 50 000 titres exactement la place qui lui convient dans une des nombreuses subdivisions des douze compartiments principaux, sur lesquels est réparti l'ensemble de cette vaste documentation. Sans doute, les soins les plus attentifs n'ont pas pu empêcher que l'on relève de-ci de-là de menues erreurs et omissions, mais il serait mesquin et souverainement injuste de s'y appesantir. Remercions, au contraire, sans réserves M. Cousin de nous avoir dotés d'un instrument de travail dont on ne saurait trop souligner le prix et qu'on n'hésitera pas à qualifier de modèle du genre. M. Niedermann.

Reinhard Herbig: **Zur Bedeutung von etruskisch fler-.** Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jahrgang 1950, 1. Abteilung. Carl Winter, Heidelberg 1950. 31 S. und 5 Tafeln.

In diesem Aufsatz nimmt der Archäologe Reinhard Herbig die Arbeit seines Vaters, des Indogermanisten und Etruskologen Gustav Herbig, auf, indem er vor allem die Gegenstände, auf denen man diese Wortsippe liest, genauer untersucht. Durch diese sehr verdienstvolle, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Abhandlung wird die bisherige Deutung von *flereś* als «Bronzestatue» bestätigt, während sich für *flere* «Brunnen» ergibt. Ansprechend, aber natürlich unverbindlich ist die Verbindung beider Wörter mittels einer hypothetischen Grundbedeutung «fließen, gießen». E. Risch.

Michel Lejeune: **La posición del latin en el dominio indoeuropeo.** Traducción y prólogo de C. A. Ronchi March. Editorial Coni, Buenos Aires 1949.

Als Band III, Serie B, der Publikationsreihe des klassisch-philologischen Instituts der Universität Buenos Aires erscheint die um ein Vorwort und eine reichhaltige Bibliographie erweiterte Übersetzung einer Arbeit des bekannten französischen Linguisten, die bereits in dem Marouzeau gewidmeten *Mémorial des Etudes Latines* (Belles Lettres, Paris 1943) veröffentlicht worden ist. Sie stellt eine auch heute noch im wesentlichen gültige, ebenso sprachwissenschaftlich umsichtige wie geistesgeschichtlich aufschlußreiche Bestandesaufnahme der Forschungen dar, die seit Beginn unseres Jahrhunderts zur Präzisierung des linguistischen Ortes des Lateins im indogermanischen Sprachbereich unternommen wurden, sowie eine Besinnung auf die Aufgaben, die sich daraus für die heutige Sprachwissenschaft ergeben. Die sauber durchgeführte argentinische Publikation, die zur Einführung in die Problemlage der Ursprünge der italischen Sprachen gute Dienste leisten kann, verdient als ein in der heutigen Zeit besonders erfreuliches Zeichen für das Aufleben des wissenschaftlichen Interesses am klassischen Altertum in Lateinamerika verzeichnet zu werden. M. Puelma.

Pentti Aalto: **Untersuchungen über das lateinische Gerundium und Gerundivum.** Annales Acad. Scient. Fenn., Sarja Ser. B Nide, 62, 3. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1949. 193 p.

Sur le *gerundium* (ou gérondif) et le *gerundivum* (ou adjectif verbal), le débat est ancien: quelle est l'origine de la formation et auquel des deux emplois faut-il accorder la priorité ?

Aux très nombreux travaux suscités par cette double controverse, M. Aalto – qui en fait le recensement détaillé – ajoute le sien: considérable par la masse des matériaux mis en œuvre, d'une information large, étendue au besoin à d'autres langues indo-européennes, d'une présentation parfaite, il n'apporte toutefois, malheureusement, aucune solution neuve qui soit recevable, ni sur l'un ni sur l'autre des deux problèmes engagés. Par exemple, après avoir rejeté toutes les explications proposées de *-bundus* et de *-cundus*, M. Aalto en identifie les éléments *-b-* et *-c-* avec ceux qui apparaissent dans les suffixes *-bulo-* (*conciliabulum*), *-culo-* (*cubiculum*) à côté de *-ulo-* (*credulus*), comme si le *-c-* de *iucundus* était de même nature que celui de *cubiculum* où on sait que le suffixe est **-tlo-* différencié en *-clo-*, puis devenu *-culo-* par insertion d'une voyelle épenthétique. Quant à la priorité, elle reviendrait, conclut l'auteur après un long et du reste utile exposé des faits syntaxiques, au gérondif actif et substantif d'où aurait été tiré l'emploi comme adjectif verbal passif. De fait, comme l'a montré en 1935 déjà E. Benveniste, *Origines*... I, p. 135ss., le débat est vain: *gerundivum* et *gerundium* sont issus *en même temps* du nom verbal et ont théoriquement même rôle, celui de fournir à ce nom un adjectif; l'indo-iranien et le grec offrent des faits parallèles qui confirment cette explication génétique et fonctionnelle. M. Aalto la cite d'ailleurs, mais pour la réfuter en cinq lignes sans la discuter, pas plus qu'il n'accorde d'attention suffisante à l'important article de J. Vendryes, *MSL* 16 (1911) 247–260.

Cet ouvrage dispensera le chercheur averti de recherches bibliographiques fastidieuses; c'est à peu près son seul mérite et il faut souhaiter que M. Aalto mette dorénavant ses larges connaissances au service d'une meilleure cause. G. Redard.

Leopold Henri Weijermans: **De genitivus inhaerentiae in het Latijn.** Diss. Nijmegen 1949. XVI + 109 S.

Vom Genitivus inhaerentiae oder identitatis (vgl. Leumann-Hofmann, Lat. Gr.[5] S. 395 Zus. b) wußte man bisher, daß er im klassischen Latein erst vereinzelt, im Spätlatein aber häufig vorkommt und ein gedanklich unscharfes Mittel zur Ausdrucksverstärkung ist: z. B. heißt *audacia protervitatis* (Vitruv 6 praef. 6) nichts anderes als «Frechheit und Unverschämtheit» oder «unverschämte Frechheit». Diesem seltsamen Genitivgebrauch des Lateins ist die hier anzuzeigende gründliche Untersuchung gewidmet. Die nun einmal eingebürgerte Bezeichnung Gen. inhaerentiae behält W. bei, obgleich er den Terminus «Genitivus synonymicus» oder «synonymorum» eigentlich vorziehen würde. Zur Einführung wird eine Auswahl von Fällen genau interpretiert, dann eine sehr reichhaltige (wohl nahezu vollständige) Sammlung von Beispielen aus dem ganzen lateinischen Schrifttum vorgeführt, wobei die Beliebtheit dieses Genitivs im späten und namentlich im christlichen Latein recht anschaulich wird. Überzeugend weist W. nach, daß der Gen. inh. nicht, wie etwa schon vermutet wurde, einer fremden (semitischen oder griechischen) Konstruktion nachgebildet ist; auch ist er keineswegs bei Autoren afrikanischer Herkunft, bei denen man an Einfluß des Punischen gedacht hatte, besonders häufig. Sein Ursprung läßt sich vielmehr aus den stilistischen Neigungen des Spätlateins selbst verstehen. Von Hause aus diente der Genitiv einem sehr weiten Bedeutungsbereich und erhielt dadurch etwas syntaktisch Unscharfes und Farbloses. So konnte die Genitivverbindung von Synonyma Schriftstellern, die einen wortreichen und prunkvollen Stil erstrebten, als geeignetes Mittel zur Ausdrucksverstärkung erscheinen, und zwar namentlich bei abstrakten Begriffen, wo sich die Vorstellung ohnehin ins Vage und Unscharfe verlieren konnte. Die bekannte Vorliebe des Spätlateins für Abstracta vermehrte noch die Gelegenheiten zur Anwendung dieser Konstruktion. Als Ausgangspunkt des in ausgeprägten Fällen logisch unverständlichen Gen. inh. hatte man aus theoretischen Erwägungen namentlich den Gen. definitivus vermutet. W. zeigt aber, daß die Prüfung der einzelnen Fälle diese Konstruktion nicht aus einem bestimmten Genitivgebrauch des klassischen Lateins herzuleiten empfiehlt; übrigens lassen sich die zur Not deutbaren Beispiele noch öfter vom Gen. possessivus als vom Gen. definitivus her verstehen. Die Ansicht Pfisters, der Gen. inh. trete besonders bei Begriffen auf, die in den Kreis des Orendismus im Sinne von Havers gehören, bestätigt sich nicht. Wohl ist er bei affektbesetzten Begriffen häufig, weil diese eben zur Ausdrucksverstärkung drängen, aber die Wörter, bei denen er vorkommt, lassen sich nicht unter eine einzige Begriffskategorie bringen.

Der verdienstvollen Abhandlung ist ein alphabetisches Verzeichnis aller Wörter beigegeben, die als Nomen regens oder als Genitiv in Verbindungen des Gen. inh. vorkommen. Dabei sind auch die Fälle bezeichnet, wo bei mehrmals belegten Genitivverbindungen die Regens- und die Genitivfunktion der beiden Substantive vertauscht erscheinen (z. B. *caligo tenebrarum – tenebrae caliginis*): diese Vertauschbarkeit der Glieder veranschaulicht, wie W. vielleicht auch im Texte hätte betonen dürfen, die für die Entstehung dieser Konstruktion vorauszusetzende gedankliche Unschärfe besonders deutlich. A. Bloch.

J. B. Hofmann: **Lateinische Umgangssprache.** 3. Auflage. Carl Winter, Universitätsverlag, Heidelberg 1951. XVI + 212 S.

Angeregt vorab durch die bahnbrechenden Arbeiten unseres unvergeßlichen Landsmannes Charles Bally auf dem Gebiete der französischen Stilistik hatte sich J. B. Hofmann, der als Redaktor am Thesaurus linguae Latinae in besonderem Maße dazu qualifiziert war, der Aufgabe unterzogen, eine Charakteristik der lateinischen Umgangssprache zu schreiben, die erstmals 1926 erschien und der die Kritik allgemein höchste Anerkennung zollte. Zehn Jahre später ließ der Verfasser dreißig Seiten Nachträge folgen, in denen die in der Zwischenzeit neu hinzugekommene Literatur verwertet und das Tatsachenmaterial ausgiebig ergänzt war, deren Benutzung jedoch, weil zu fortwährendem nachschlagendem Herumblättern nötigend, als unbequem empfunden wurde. Nachdem nun nach weiteren fünfzehn Jahren eine neue Auflage fällig geworden war, hätte man gewünscht und erwartet, daß jene Nachträge in den Text hineinverarbeitet und wiederum durch die Heranziehung der einschlägigen Neuerscheinungen vervollständigt würden. Leider aber hat Hofmann zufolge starker anderweitiger Inanspruchnahme darauf verzichten müssen, diesem Wunsch und dieser Erwartung zu entsprechen, so daß, was auf dem Titelblatt als dritte Auflage bezeichnet ist, sich in Wirklichkeit als ein unveränderter neuer Abdruck der ersten und eine bis auf ein paar geringfügige Retuschen ebenfalls unveränderte Wiedergabe der Nachträge als Anhang darstellt. Zu einer kritischen Würdigung besteht unter diesen Umständen kein Anlaß und es erübrigt dem Referenten nur, seiner Genugtuung darüber Ausdruck zu geben, daß es dem vortrefflichen Werke wenigstens erspart geblieben ist, als vergriffen zeitweilig vom Büchermarkte zu verschwinden. M. Niedermann.

Einar Löfstedt: **Coniectanea, Untersuchungen auf dem Gebiete der antiken und mittelalterlichen Latinität.** Erste Reihe. Almqvist & Wiksell, Uppsala/Stockholm 1950. 146 S.

Neuerungen des spätlateinischen Sprachgebrauches haben vielfach ihre Vorstufen schon im Altlatein oder im klassischen Latein; doch wer die späteren Gebräuche nicht kennt, wird leicht dazu verführt, die Neuerungen sowohl wie auch die älteren Vorstufen zu verkennen, ja in ihnen nur Fehler der Überlieferung zu sehen. E. Löfstedt, der in hervorragenden Arbeiten unseren Blick für diese Seite der lateinischen Sprachentwicklung geschärft und geschult hat, bietet hier neuerdings Einzeluntersuchungen zu syntaktischen Gebräuchen und zu überraschenden Wortverwendungen, hinter denen sich erstaunliche Belesenheit und unvoreingenommene Beobachtungsgabe verbirgt. Kein Textherausgeber darf an ihnen vorübergehen. Die Geschichte des literarischen Lateins verlängert sich hier bis ins sogenannte Mittellatein, und dessen Nachwirkungen auf moderne germanische Sprachen werden angedeutet; im späteren Latein werden nicht nur Gräzismen sichtbar, sondern selbst Keltismen des Irischen wie *alia die* für *quadam die* bei Adamnan (p. 49). M. Leumann.

Åke Josephson: **Casae litterarum.** Studien zum Corpus agrimensorum Romanorum. Diss. Uppsala, Almquist & Wiksells Boktryckeri AB, Uppsala 1950. XX+316 S.

In dem Corpus der Schriften der römischen Feldmesser, das außer den Originalwerken der bedeutendsten Feldmesser der frühen Kaiserzeit auch viel Späteres enthält, Exzerpte der verschiedensten Art aus den originalen Schriften, spätere Verfügungen u. a., steht als seltsamstes und von den anderen sich stark unterscheidendes kleines Stück die namenlose, als *Casae litterarum* bezeichnete Schrift, die in fünf verschiedenen Versionen, die zum Teil stark voneinander abweichen, überliefert ist. Sie ist nach Ausweis der Sprache, die auf der Grenze zwischen Spätlatein und den romanischen Sprachen steht, zweifellos das späteste Stück, aber in der einen Rezension bereits in der ältesten Handschrift des Corpus agrimensorum, dem Arcerianus (vermutlich 6. Jhdt. n. Chr.) enthalten. Der Titel der Schrift bedeutet Lage- und Grenzbeschreibung einer Reihe von Landgütern (*casae*), die in alphabetischer Reihenfolge mit Buchstaben (*litterae*) bezeichnet sind, in drei Rezensionen nach dem lateinischen, in zweien nach dem griechischen Alphabet.

Es ist ein kühnes Unternehmen, die erste gründliche Behandlung einer solchen Schrift als Doktordissertation vorzunehmen. Der Verfasser gibt zunächst nach einer ausführlichen Bibliographie eine sorgfältige kritische Neuausgabe der beiden Hauptrezensionen der *Casae litterarum*, von denen die anderen abhängig sind, einschließlich deutscher Übersetzung, die gerade hier sehr notwendig ist, und bespricht dann in einem ersten Kapitel die sachlichen Probleme, «Inhalt und Zweck des Textes» mit sachlicher Erklärung einiger der wichtigsten Ausdrücke. Es handelt sich bei dem Ganzen nicht um die Beschreibung wirklich existierender Landgüter – Ortsnamen kommen gar nicht vor –, sondern um einen rein theoretischen Traktat, nämlich die Beschreibung von Zeichnungen, die verschiedene Lageverhältnisse von Landgütern darstellten, wobei Berge, Flüsse, Quellen, Bäume, Gräber, Grenzsteine

und ähnliches als Grenzmarken eine Rolle spielen. Das zweite und dritte Kapitel bringt eine ausführliche Behandlung der handschriftlichen Überlieferung in textkritischer und paläographischer Beziehung, die den Autor zu einer anderen, umfassend begründeten Beurteilung der Handschriften gegenüber der letzten modernen Ausgabe Lachmanns führt, worauf dann natürlich auch die eigene Edition des Verfassers sich gründet.

Das vierte Kapitel ist den sprachlichen Problemen gewidmet und bildet den Hauptteil der Arbeit, der schon rein nach Seitenzahl fast genau die Hälfte des Buches ausmacht. In sorgfältiger Art und unter Heranziehung eines großen Materials aus spätantiken und mittelalterlichen Texten unter steter Berücksichtigung der modernen romanischen Sprachen werden die grammatischen, syntaktischen und semasiologischen Eigenheiten des schwierigen Textes umsichtig besprochen. Auch dem Verfasser gelingt es allerdings nicht, trotz seiner intensiven Beschäftigung mit den sprachlichen Problemen, alle Rätsel zu lösen, wie auch ein kleiner Abschnitt des Textes hat unübersetzt bleiben müssen, vor dem auch diese jahrelange Spezialbeschäftigung mit dem Text immer noch hat kapitulieren müssen. Dieses Kapitel über die Sprachform der *Casae litterarum* ist nicht nur für die Probleme des Spät- und Vulgärlateins von großer Bedeutung, sondern außerdem auch für die romanische Sprachwissenschaft, die ganz besonders darauf hingewiesen sei. Es gibt eine ganze Reihe sprachlicher Erscheinungen, die in der ganzen lateinischen Literatur überhaupt nur hier oder fast nur hier belegt sind, aber in den romanischen Sprachen weiterleben, in dieser kleinen Schrift also ihr erstes Vorkommen haben. Es fällt manches Licht vor allem auf die Bedeutungsentwicklung der vorkommenden Ausdrücke, und der Verfasser ist auch imstande, manche Bedeutung erstmalig einleuchtend zu begründen oder besser zu sichern und mancherlei Irrtümer zu berichtigen. Eine Reihe von Indices schließen das vor allem für die sprachlichen Probleme des Übergangs vom Spätlatein zum Romanischen sehr wichtige Werk ab. E. Meyer.

Emmanuele Castorina: **Appunti di metrica classica. I. La prosodia di Commodiano nella storia metrica latina.** 18 p. **II. Sulla scansione «sdrucciola» nei metri giambici ed eolici.** N. Giannotta, Catania 1950. 27 p.

La première étude doit établir que le vers quantitatif du grec et du latin classiques a remplacé artificiellement dans les deux langues un vers accentuel syllabique. Preuves en seraient pour le grec les vers isosyllabiques éoliens et la correspondance, depuis Babrius, de l'accent tonique avec l'ictus, pour le latin le fait que la longueur de beaucoup de syllabes n'est pas déterminée, l'irréductibilité du saturnien à un schéma métrique, enfin l'hexamètre de Commodien qui ne suit ni la quantité ni l'accent tonique bien qu'il se veuille, classiquement, dactylique. Souvent pertinente, l'argumentation reste inégale; il n'est pas tenu compte, par exemple, de l'évolution dans les deux langues – elle n'explique d'ailleurs pas le *mediocris sermo quasi versus* (Gelas. *catal.* 15) de Commodien – de la nature de l'accent tonique. Quant à la seconde étude, elle défend une fois de plus la scansion dite ascendante de la dipodie iambique pour en étendre ensuite le principe aux vers choriambiques. F. Lasserre.

Ladislaus Strzelecki: **Studia prosodiaca et metrica.** Polska Akademia Umiejetności. Rozprawy wydzialu filologicznego. T. LXVIII, No. 3. Kraków 1949.

Ein erster Teil dieser umsichtig und klug geführten Untersuchung behandelt die Messung der Endsilbe *-o* bei Vergil (*cano, Dido* usw.), d. h. versucht bei diesem einen Hexametriker durch verfeinerte Beobachtung hinauszuführen über die Ergebnisse der seit längerem maßgebenden Monographie Hartenbergers, *De o finali apud poetas Latinos ab Ennio usque ad Iuvenalem* (Diss. Bonn 1911). Von Feststellungen im einzelnen abgesehen (*Ecl.* 5, 68 schreibt Str. mit der Mehrzahl der Herausgeber gegen Hartenberger *duo*, nicht *duos*), ist nun Vergil tatsächlich ein Angelpunkt im zeitlichen Ablauf des Problems. Die Länge des auslautenden *-o* steht nicht mehr fest, der Vokal wird aber auch noch nicht als Kürze behandelt, während schon Horaz diese zuläßt. Der Verf. zeigt dies an der Stellung insbesondere der spondeischen Wörter vom Typus *oro* (1. Pers. sg. des Verbums) und *Iuno* (3. Dekl.); diese Wörter haben ihr *-o* entweder in Synalöphe oder in der Arsis gleichsam als irrationale Länge, in der Thesis (*Iúnō*) aber, je nach dem Typus im einzelnen, nur oder fast nur im versschließenden sechsten Fuß. Vielleicht wäre das eine oder andere Mal eine zusätzliche statistische Sicherung erwünscht gewesen (z. B. über die relative Häufigkeit der zum Vergleich herangezogenen Dative und Ablative auf *-o* der 2. Dekl.) oder hätte die Möglichkeit bestanden, einzelne Begründungen zu koordinieren und zu vertiefen (so die Ausnahmen *Ecl.* 10, 55. *Aen.* 4, 319. 6, 45 mit dem folgenden gedanklich starken Einschnitt), doch ändert dies an dem richtig gesehenen Hauptpunkt nichts.

Der zweite umfangreichere Teil gilt dem ersten christlichen Vergilius, dem Vergil-Nachahmer Iuvencus, und zwar seiner metrischen Kunst, die am Gebrauch der Synalöphe cha-

rakterisiert wird. Strzelecki, der von den Beobachtungen Lucian Müllers und der Betrachtungsweise Ed. Nordens (Anhänge im Kommentar zu Aeneis VI, zuzuziehen auch die 1. Aufl.) ausgeht, weist die strenge Synalöphentechnik des Spätlings nach, die mit der Praxis Vergils und der übrigen augusteischen Dichter übereinstimmt, in Einzelheiten diese sogar insofern übertrifft, als Iuvencus die klare Reinheit der tibullischen Metrik erreicht. Ganz so harte Worte hätte der Verf. in den zusammenfassenden Bemerkungen über seinen Autor nicht fällen müssen («unum e servili imitatorum pecore»; freundlichere Urteile etwa bei Kievits, *Ad Iuvenci Evangeliorum librum primum commentarius* ... 1940), denn gerade solche Untersuchungen wie die vorliegende brauchten wir noch mehr, um ein sicheres Urteil über das Verhältnis kleinlicher Imitation und eigenen poetischen Empfindens bei den spätrömischen Dichtern zu gewinnen. Als Beitrag zum Text sei noch erwähnt die Konjektur 4, 426 *ast illi ter dena argenti constituere* (nach NT Matth. 26, 15). H. Haffter.

A. E. Gordon: **Supralineate abbreviations in Latin inscriptions.** University of California Publications in Classical Archaeology vol. 2, No. 3. University of California Press, Berkeley und Los Angeles 1948. VI+59–132 S.

Eine Arbeit über Abkürzungen und Kontraktionen in lateinischen Inschriften, mag sie sich auch wie diese auf das CIL beschränken, darf bei dem Epigraphiker und dem Paläographen gleiches Interesse beanspruchen. Freilich lassen sich aus einer einzelnen, wenig charakteristischen Species – der Verf. behandelt die über der Zeile durch Balken oder Virgula markierten Kürzungen – keine sicheren Anhaltspunkte für Datierungen gewinnen, um so weniger wenn die Typen (gekürzte Wortwurzeln oder Endungen, Siglen aus Anfangsbuchstaben oder Silben, Auslassung von Vokalen oder Konsonanten usw.) nicht gesondert und gruppiert werden. In dem gesteckten Rahmen ist das Ergebnis über den Gewinn allgemeiner Frequenzgrade hinaus mehr negativ: «I should say that I can observe no consistency in the use either of abbreviations or of marks of abbreviation» (S. 63). Die beigegebenen Listen und Tabellen notieren nur Häufigkeit und Zeit der betreffenden Kürzungen, falls sie den Neugierigen nicht mit bloßen Fragezeichen abfinden; wer mit dem vorgelegten Material zu arbeiten hat, wird sich die Belege aus den Indices der Inschriftenpublikationen und anderen Handbüchern neu zusammenstellen müssen. W. Ehlers.

Friedrich Matz: **Geschichte der griechischen Kunst. I: Die geometrische und die früharchaische Form.** Verlag Klostermann, Frankfurt a. M. 1950. Textband 538 S. Tafelband XXII S., 297 Tafeln, 34 Abbildungen.

Zum erstenmal erhalten wir hier eine zusammenfassende ausführliche Geschichte der griechischen Kunst bis 575. Diese Frühzeit ist durch die Forschungen der letzten 25 Jahre erst recht bekannt geworden. Die Verdienste des sorgfältigen und eminent fleißigen Werkes, die gute, reiche Illustration, das Verhältnis zu den Entdeckern der frühgriechischen Kunst und den etwas theoretischen Charakter der «Strukturanalysen» habe ich in der Neuen Zürcher Zeitung vom 13. März 1951, Nr. 547, besprochen. Der Gehalt der Werke scheint mir etwas zu kurz zu kommen. So finde ich kein Wort über die erschütternde Verhaltenheit der Proknemetope von Thermos oder über die Gebärde der Iole auf dem Eurytoskrater: wie spricht ihre verhaltene Angst aus dem einen sichtbaren Finger, wie blickt sie zu ihrem Vater um, getroffen vom Blick des Herakles! Der reckt den Hals, hält im Schneiden inne, vom Anblick der Iole ergriffen.

Aus der Formanalyse würde ich eine andere Abgrenzung der Perioden folgern. Längst hat man den zweidimensionalen Bau, die Tektonik der Ebene als kennzeichnend für den früharchaischen «dädalischen» Stil von etwa 700 bis 620 erkannt, während ich die geometrische Tektonik «schwebend» nennen möchte. Demgegenüber hat die Plastik in der Zeit der frühkorinthischen Vasen gegen 600 volles körperliches Volumen und damit neue, dichtere Wirklichkeit gewonnen, die sich auch in der Neigung zu kolossaler Gestaltung ausspricht. Dasselbe Verlangen hat zur Schöpfung des korinthischen Stils der Keramik geführt, mit den schwellenden Umrissen der Gestalten, die sich über volle Gefäßkörper mit einer neuen Dichte legen. Die Schöpfung dieses neuen Formsystems in Malerei und Plastik ist der deutlichste Einschnitt innerhalb des Archaischen; ich lasse deshalb damit das Reifarchaische beginnen, und rechne die Zeit bis zum Krater des Klitias derselben Periode zu, denn sie bringt nur eine episch vielteilige Verfeinerung. Davon hebt sich dann das Spätarchaische, das bis zum Jahrhundertende währt, scharf ab mit der Schöpfung der Bildfeldamphora und der panathenäischen Amphoren: charakterisiert durch eine dramatische Spannung und abgestimmte Durchgliederung von Bild und Figur. Matz zieht merkwürdigerweise die Grenze vor dem Krater des Klitias.

Der Nachweis, daß die monumentale Malerei schon mindestens eine Generation vor der monumentalen Plastik beginnt, scheint Matz entgangen zu sein. Das früharchaische Prin-

zip der Statik der Ebene ist der Malerei mehr gemäß als der Plastik; auch die antike Überlieferung läßt den Vorgang der Malerei erkennen (Ekphantos, der Demaratos nach Italien begleitete, ist schon später als die Schöpfer der Monumentalmalerei).

Der Verlag hat dem Werk große Sorgfalt gewidmet, man wird es bald unentbehrlich finden.

K. Schefold.

Vermächtnis der antiken Kunst. Gastvorlesungen zur Jahrhundertfeier der Archäologischen Sammlung der Universität Heidelberg, herausgegeben von *R. Herbig*. Verlag F. H. Kerle, Heidelberg 1950. 232 S., 78 Abb.

Nach der Festschrift «Ganymed» (vgl. Mus. Helv. 6, 247f.) und dem originellen und schön ausgestatteten Katalog der Jubiläumsausstellung (*Die Welt der Griechen* im Bilde der Originale der Heidelberger Universitätssammlung, herausgegeben von *B. Neutsch*, Verlag Kerle, Heidelberg 1948; vgl. DLZ 71, 411f., 1950), auf den hier noch hinzuweisen ist, erscheint als letzte und gewichtigste Veröffentlichung zum Heidelberger Jubiläum von 1948 der vorliegende Band. Die in ihm vereinigten acht Vorträge ehemaliger Studenten, Assistenten und Direktoren des archäologischen Instituts zu Heidelberg sind zwar ohne direkten thematischen Zusammenhang, verbunden aber, über den gemeinsamen äußeren Anlaß hinaus, dadurch, daß sie alle von dem einen großen Anliegen getragen sind, das Erbe der Antike nach den Verheerungen des Krieges zu neuem Leben und Wirken zu erwecken.

R. Hampe, Die homerische Welt im Lichte der neuen Ausgrabungen: Nestor (S. 11–70). Ausgehend von den amerikanischen Ausgrabungen auf Ano Englianos unterzieht der Verfasser die homerische und Historikerüberlieferung über Nestors Herrensitz und Geschlecht neuer Prüfung. In der Pylosfrage nahm inzwischen E. Meyer, Mus. Helv. 8, 119ff., mit überzeugenden Gründen gegen H. Stellung. Beachtliche Argumente bringt H. zur Stützung der das ausgehende 2. Jahrtausend betreffenden literarischen Tradition bei, im Speziellen über die pythische Abkunft der Alkmeoniden (Hdt. 5, 62; 6, 125). Wichtige Korrekturen erfährt dabei u. a. der Neleusartikel der RE. – *E. Langlotz*, Phidias (S. 73–99). L. demonstriert an den Parthenon-Südmetopen den methodischen Grundgedanken seiner «Phidiasprobleme»; die dazu von G. Lippold, Gnomon 21, 1949, 235, und H. Bloesch, Mus. Helv. 7, 237f., erhobenen Bedenken gelten auch hier. – *H. Speier* legt im ersten Beitrag, Fragment eines Pferdekopfes aus dem Westgiebel des Parthenon (S. 103–140), ihre durch Buschor bereits bekannt gewordene beglückende Entdeckung aus den Schätzen der vatikanischen Magazine vor. An Hand der Carreyschen Zeichnungen und mit Hilfe eines genialen technischen Verfahrens ist ihr der exakte Nachweis gelungen, daß das Fragment vom vorderen Pferd des Athenagespanns stammt. Ihr zweiter Vortrag orientiert über Die neuen Ausgrabungen unter der Peterskirche in Rom (S. 199–218). Obwohl das meiste, was man von diesen allzu geheimnisvollen Grabungen bisher wissen durfte und wissen kann, inzwischen durch Tageszeitungen und populäre Zeitschriften allgemein verbreitet worden ist (gute farbige Reproduktionen enthält Life, 10. April 1950), behält dieser Bericht seiner Sachlichkeit und Anschaulichkeit wegen seinen Wert. Beide Beiträge sind mit guten, zum Teil sonst nicht erreichbaren Aufnahmen illustriert. – *L. Curtius*, Zur Aldobrandinischen Hochzeit (S. 119–140). Der Verfasser deutet das viel diskutierte Gemälde als Darstellung der heiligen Hochzeit des Dionysos mit der Basilinna, der Gattin des Archon Basileus. Die herangezogenen Vasenbilder sind seit dem Vortrag, den C. auch in Zürich hielt, um ein neues, das motivisch zweifellos am meisten mit dem Wandgemälde gemeinsam hat, vermehrt. Die Diskussion dürfte damit dennoch schwerlich abgeschlossen sein. – *B. Schweitzer*, Die europäische Bedeutung der römischen Kunst (S. 143–167). Griechische Form ist durch die römische Umprägung zur Grundlage der abendländischen Kunst geworden. Welches ist dabei der schöpferische Anteil Roms? Von dieser Frage geht S. in seiner gedrängten, gedankenreichen Betrachtung aus, die er mit den Begriffen «Abbau der griechischen Kunstidee», «Konkretheit der Anschauung» und «Aktualität der Anschauung» gliedert. – *K. Schefold*, Der Sinn der römischen Wandmalerei (S. 171–195). S. faßt seine in einem angekündigten Buch ausgeführten Gedanken über die symbolische Bedeutung der römischen Malerei zusammen und legt einzelne Interpretationen vor, wie ähnlich bereits in *Mélanges Picard*, vgl. Mus. Helv. 7, 249 Mitte. – *A. von Salis*, Vermächtnis der antiken Kunst (S. 221–232). Auch v. S. teilt in seinem Vortrag, der nur auszugsweise wiedergegeben ist, Forschungsergebnisse mit, die später ausführlicher zur Darstellung kommen sollen. Dem Phänomen der Lebenskraft und des Weiterwirkens künstlerischen Ideengutes des Altertums geht der Verfasser von «Antike und Renaissance» hier in Werken Canovas und Thorvaldsens nach. Aus einer tiefen Vertrautheit mit der griechisch-römischen Formensprache bringt der Klassizismus Kompositionen hervor, die bestimmten antiken in erstaunlichster Weise ähnlich sehen, ohne daß direkte Abhängigkeit von diesen angenommen zu werden braucht oder überhaupt möglich war.

H. Jucker.

Deutsches Archäologisches Institut. Olympische Forschungen II. *Emil Kunze:* **Archaische Schildbänder.** Ein Beitrag zur frühgriechischen Bildgeschichte und Sagenüberlieferung. Verlag De Gruyter, Berlin 1950. 75 Tafeln, 16 Beilagen, 261 S.

Durch Kunzes Ausgrabungen in Olympia ist die Gattung der reliefgeschmückten Schildbänder erst recht bekannt geworden. Sie erweist sich nun als die reichste Quelle für die Kenntnis der Kunst von Argos im späteren 7. und im 6. Jahrhundert. Darüber hinaus hat Kunze mit seinem Kommentar zu den 226 Bildtypen den wichtigsten Beitrag zur Kenntnis der griechischen Mythologie seit Preller-Roberts Handbuch gegeben. Die ungewöhnlich schwierige Aufgabe der stilistischen Bestimmung hat Kunze überzeugend gelöst. Wenn ich seine sehr knappe Darstellung der Geschichte richtig verstehe, folgt auf die großen voluminösen Formen vom Ende des 7. Jahrhunderts, die meines Erachtens dem kolossalen Stil der Plastik und der frühkorinthischen Vasenmalerei entsprechen, eine knappere zierliche Ausdrucksweise von schlichter Größe, die dem Mittelkorinthischen im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts entsprechen dürfte. Dann folgt eine Zunahme des Volumens mit dramatischer Antithese der Gewichte und gespannter Abstimmung der Umrisse, die ich zeitlich den ersten panathenäischen und Bildfeldamphoren gleichsetzen würde. Ich möchte deshalb in Kunzes chronologischer Liste S. 242 die Bänder von III an schon ins zweite Viertel datieren (außer XXXI), und die folgende Gruppe mit ihrer vielteiligen Bereicherung des Dramatischen erst um 550 ansetzen (ab XXIX). – Neben dem Verfasser darf man auch das Institut und den Verlag zu diesem unschätzbaren Buch beglückwünschen. K. Schefold.

Heinrich Drerup: **Ägyptische Bildnisköpfe griechischer und römischer Zeit.** Orbis antiquus, herausgegeben von F. Beckmann und M. Wegner, H. 3. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster (Westfalen) 1950. 28 S., 16 Tafeln.

Das Büchlein gibt sich als «erneuter Versuch chronologischer Durcharbeitung» der spätägyptischen plastischen Porträts wie des «Berliner grünen Kopfes» und des sogenannten Caesar Barracco (es werden nur bekannte Stücke ohne neue Aufnahmen behandelt). Es greift damit eines der schwierigsten Datierungsprobleme der archäologischen Kunstgeschichtsforschung auf. Der Verfasser sucht die Werke dadurch zeitlich zu fassen, daß er auf stilkritischem Wege die Nähe zur griechisch-hellenistischen, römisch-republikanischen und zur kaiserzeitlichen Bildniskunst aufspürt. Der Gewinn der mancherlei wertvollen Einsichten wird durch anspruchsvolle Formulierungen, deren präzise Bedeutung nicht immer genügend klar wird, bisweilen nicht leicht gemacht, und man wundert sich, daß dem Verfasser einer wissenschaftlichen Arbeit daran liegen kann, die «letztliche Unverbindlichkeit» (S. 6) ihrer Resultate zu betonen. H. Jucker.

Hans Jucker: **Vom Verhältnis der Römer zur bildenden Kunst der Griechen.** Klostermann-Verlag, Frankfurt a. M. 1950. 185 S.

Die sehr gehaltreiche und gut dokumentierte Abhandlung, die im Jahre 1946 der philosophischen Fakultät I an der Universität Zürich als Dissertation vorgelegt worden ist, behandelt ihr Thema systematisch nach Aspekten geordnet. So handelt ein Abschnitt, *Die Aneignung, Kunstraub, Kennerschaft,* von der starken Differenzierung des römischen Kunstsinnes, welcher von der nackten Gier nach kostbaren Stoffen bis zum ebenbürtigen Verständnis des Hochgebildeten reicht. Unter den Titeln *Negotium* und *Otium* wird sodann der Antagonismus zwischen der offiziellen Verurteilung aller Beschäftigung mit Kunst und Dichtung einerseits und der zunehmenden Faszinierung der Einzelnen durch die griechische Kultur anderseits dargestellt. Die reichsten Ansätze für weitere Forschung bieten die Abschnitte über die Kunsttheorie, in welcher die Römer freilich fast bloße Übermittler griechischen Gedankengutes geblieben sind. Auch das sehr anregende Kapitel über das Verhältnis zum Darstellungsinhalt führt auf Fragen, die nicht allein den Römern gelten, denn neben der großen Kunst, die der reinen Form fremde Ausdruckselemente verschmäht, fehlt auch bei den Griechen eine solche nicht, die Gedankliches in Symbol und Personifikation darstellt (K. Schefold, *Orient, Hellas und Rom* [Francke, Bern 1949] 152ff.). F. Wehrli.

A. Albenque: **Les Rutènes.** Verlag Picard & Cie, Paris 1948. 339 S., 11 Taf. und 22 Abb. – **Inventaire de l'archéologie gallo-romaine du Département de l'Aveyron.** P. Carrère, Rodez 1947. 204 S., 7 Taf. und 7 Abb.

In den zwei Bänden, die sich gegenseitig ergänzen, ist das bis heute erreichte Wissen um den gallischen Volksstamm der Ruteni enthalten. Das Inventar vermittelt in einer beispielhaften Übersichtlichkeit, getrennt nach bibliographischem, geographischem und antiquari-

schem Register, Einblick in das vorhandene archäologische Material. Die sich auf das Wichtige beschränkenden Erläuterungen zu den Funden im geographischen Register wollen das Nachschlagen der Originalpublikationen nicht ersetzen, ergänzen und korrigieren sie jedoch und sind vor allem in jenen vielen Fällen unersetzlich, wo sie auf persönlichen Forschungen beruhen.

Das Buch *Les Rutènes* umfaßt eine Sammlung von Aufsätzen, die in ihrer Gesamtheit ein plastisches Lebensbild jenes Volkes vermitteln. Das erste Kapitel, das Volk und Staat der Ruteni in einem zusammenfassenden Überblick behandelt, ist unstreitig als eine Leistung zu bewerten.

Die anschließenden Studien beleuchten Einzelfragen der Geschichte und Kulturgeschichte in zwangloser Folge. Die historischen Kapitel sind besonders reich ausgebaut, gelegentlich auch mit einer vermeidbaren Polemik gegen längst verstaubte Ansichten. Freier gestaltete der Verfasser in den archäologischen Kapiteln mit ihren vielen eigenen Beobachtungen über Straßen, Bergwerke und Aquädukte, über den Hauptort *Segodunum* und die wenigen Villen auf dem Lande. *La Graufesenque* wurde im Hinblick auf die vorhandene große Spezialpublikation nur gestreift.

In den linguistischen Kapiteln steht die Ortsnamenkunde an erster Stelle. Die oft weitreichenden Schlüsse nachzuprüfen, würde eine gesonderte Untersuchung notwendig machen.

Mehr als Streiflichter zur Geschichte der Ruteni sind die Einzelabhandlungen des Buches nicht und wollen es auch nicht sein. Es ist aber zu hoffen, daß die hinter ihnen steckende große Arbeit durch ein vermehrtes Interesse an der Bodenforschung der Gegend belohnt und damit die Inangriffnahme einer Gesamtdarstellung des Rouergue in römischer Zeit ermöglicht wird. H. Bloesch.

Ludwig Hertling S.J. und *Engelbert Kirschbaum* S.J.: **Die römischen Katakomben und ihre Märtyrer.** Verlag Herder, Wien 1950. 274 S. mit einem Bilder-Anhang von 34 Tafeln.

Dieses vorzüglich orientierte Büchlein, verfaßt für Romfahrer im Heiligen Jahr, für «nachdenkliche Menschen, die wissen wollen, wie es wirklich gewesen ist», kann – das sei sogleich hervorgehoben – als allgemeine Einführung in die Gedankenwelt der Katakomben der frühchristlichen Gemeinde durchaus empfohlen werden. Freilich muß betont werden, daß die Stellungnahme zu bestimmten Fragen, die in einer der gregorianischen Universität zu Rom entstammenden Schrift zum undiskutierbaren Dogma gehören, anders gerichteten Lesern weniger selbstverständlich erscheinen kann.

Nach einer historischen Einleitung über die Erforschung der Katakomben (1. Kapitel) folgt die Beschreibung und Würdigung der einzelnen Cömeterien, ihrer Legenden und Schicksale (2. Kapitel). Die nächsten Abschnitte behandeln die Gräber der Päpste, der Martyrer und der Apostel, wobei ein außerordentlich reiches Material verarbeitet wird (3.–5. Kapitel). Das Stück über die Apostelgräber bildet den Mittelpunkt des ganzen Werkes; doch konnten über die neuesten Ausgrabungen in der Peterskirche die sehnlichst erwarteten Aufschlüsse leider auch in dieser Zusammenfassung nicht gegeben werden. Immerhin sind die einschlägigen Seiten höchst lesenswert (S. 119ff.). Die nächsten Kapitel bringen die historischen und kulturhistorischen Betrachtungen: Sehr zurückhaltend und ohne Dramatisierung werden die Verfolgungen (7. Kapitel) und die allgemeine Situation der Martyrer (8. Kapitel) dargelegt. Altchristliche Eucharistie und Taufe erhalten ihre Würdigung (8. und 9. Kapitel), schließlich wird das Leben der ältesten Gemeinde beschrieben (10. Kapitel). Mehr vom theologischen als vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus wird die Katakombenkunst betrachtet (11. Kapitel), denn für die Verfasser ist «das Credo der Katakombenkunst» vor allem wichtig (12. Kapitel).

Zwei Anhänge zeigen den wissenschaftlichen Anspruch: Der erste, die Anmerkungen, kann kaum befriedigen, denn dem Kundigen gibt die sehr knappe Auswahl zu wenig; dem Laien dürfte sie kaum sehr nützlich sein. Dagegen wird man den Bilderanhang begrüßen; die Aufnahmen stammen fast alle aus dem päpstlichen archäologischen Institut in Rom. Dem Verzeichnis hätte mit Vorteil die jeweilige Clichénummer beigefügt werden können. Ebenso dankbar wäre man für ein Register. F. Busigny.

Ernst Fiechter, der Künstler, der Forscher, der Mensch. Erinnerungen, Briefe, Tagebücher, letzte Aufzeichnungen, verbunden und ergänzt von Dr. *Charlotte Fiechter*. Mit einem Bildnis, einer Aufnahme der von Prof. Fiechter umgebauten Zürcher Kapelle und einer Handzeichnung. Verlag Urachhaus, Stuttgart 1950. 96 S. DM. 4.–.

Die vorwiegend autobiographische Schrift strahlt die gewinnende menschliche Wärme wider, die von dem Wesen des hochverdienten Lehrers, archäologischen Bauforschers, praktischen modernen Architekten und des Predigers E. Fiechter ausging. Sie gewährt Einblick in die seelischen Kämpfe zwischen den verschiedenen Neigungen und Fähigkeiten,

die sich auf dem Grunde des erstaunlich reichen Lebenswerkes abspielten. Das Miterleben der späten Wendung zum Priesteramt an der evangelischen Christengemeinschaft, die E. F. unter der Wirkung der Persönlichkeit Rudolf Steiners vollzog, läßt auch die gewisse Eigenart besser begreifen, die seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und vor allem den Vorlesungen und Vorträgen mehr und mehr das Gepräge gaben. Von besonders fachlichem Interesse sind die Beschreibungen der Ausgrabungen in Ägina unter der Leitung Furtwänglers, der Untersuchungen in Amyklai und die Berichte über Fiechters Theaterforschungen. Die letzten Seiten nehmen eine 131 Nummern zählende Bibliographie, ein Verzeichnis der von E. F. geschaffenen Bauten und seiner Arbeiten in der Denkmalpflege ein.

H. Jucker.

Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte. Herausgegeben von *Gerold Walser* (Basel) und *Karl Stroheker* (Tübingen). Verlag für Kunst und Wissenschaft, Baden-Baden 1950.

Seit dem Jahr 1950 erscheint diese neue Zeitschrift, deren Hauptzweck es ist, die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der alten Geschichte zu fördern und der Berichterstattung über die internationale Forschung zu dienen. Sie ist von einem illustren Mitherausgeberstab aus allen großen Kulturländern betreut und nimmt Aufsätze in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache auf. Jährlich sollen 4 Hefte zu je 10 Bogen Umfang erscheinen, von denen die beiden ersten vorliegen; die äußere Ausstattung ist hervorragend. Der Zweck der Vermittlung kommt darin stark zum Ausdruck, daß neben den Aufsätzen die Hälfte des Raums zusammenfassenden Forschungsberichten, ausführlichen Rezensionen über besonders hervorragende neue Bücher und Zeitschriftenreferaten gewidmet ist. Die ersten Hefte führen sich allerbestens ein. Im ersten Heft sucht K. von Fritz das Verständnis der staatlichen Neuordnung in Rom im Jahre 366 v. Chr. aus einer sorgfältigen Analyse der Tradition und ihrer Tendenzen heraus besser zu klären; H. Straub behandelt die Stellungnahme der christlichen Schriftsteller zum römischen Reich und zu den tiefgreifenden Umwälzungen ihrer Zeit, und L. Ross Taylor datiert in einem kleineren Aufsatz die Vettiusaffäre in den Juli des Jahres 59 v. Chr. A. Piganiol referiert klar und mit umfassender Literaturübersicht über die Konstantin den Großen betreffenden Probleme, A. Monheim über die besonders in Choresmien sehr wichtigen russischen Ausgrabungen, Nesselhauf über den wichtigsten Inschriftenfund der letzten Jahre, die tabula Hebana. Das zweite Heft ist vor allem der griechischen Geschichte gewidmet mit einem eindringenden Aufsatz von Fr. Matz über die Chronologie der griechischen Bronzezeit, in der manche Ansätze zeitlich hinunterrücken, einem Aufsatz von H. E. Stier über Probleme der griechischen Frühgeschichte, in der die Periodisierung des Zeitraums von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen behandelt und auf den großen Einfluß des Orients in der archaischen Zeit auf Grund neuer Funde hingewiesen wird, und einem dritten interessanten Aufsatz von G. T. Griffith, der die Vereinigung von Korinth und Argos um 390 v. Chr. schön aus dem historischen Zusammenhang erläutert und einleuchtend als Isopolitie deutet. In einem kleineren Aufsatz klärt Klaffenbach die Tradition über die Chronologie des messenischen Aufstandes und behandelt Seston das Fest der «göttlichen Zwillingsgeburt» des Diocletian-Jovius und Maximinian-Herculius am 29. Juli. Bittel berichtet über Hethiter und Protochattier und insbesondere die neuen Grabungen in Kültepe, die neues Licht auf die Frage der Einwanderung der Hethiter werden.

Den Abonnenten der Zeitschrift ist als besondere Gabe eine internationale Bibliographie der alten Geschichte 1940–1949 in Aussicht gestellt, die als Heft 4 des Jahrgangs 1950 im Umfang von 400 Seiten erscheinen soll.

E. Meyer.

Dissertationes Bernenses historiam orbis antiqui nascentisque medii aevi elucubrantes edendas curavit *A. Alföldi*. Verlag A. Francke, Bern.

Diese neue, von dem Berner Althistoriker begründete und herausgegebene Schriftenreihe soll eine Serie in Oktavformat (Series I) und eine zweite in Quartformat (Series II) umfassen. Erschienen sind:

Series I fasc. 1. *Arthur Stein:* **Die Präfekten von Ägypten in der römischen Kaiserzeit.** Bern 1950. 248 S.

Die Reihe führt sich mit diesem wichtigen Werk vorteilhaft ein. Der durch bedeutende Arbeiten zur römischen Geschichte und besonders Verwaltungsgeschichte sowie durch solche über die Provinzialfasten und als Mitbearbeiter der Prosopographia Imperii Romani rühmlichst bekannte Verfasser gibt in diesem Werk eine weitere Liste von Statthaltern einer römischen Provinz heraus, dieses Mal des so besonders wichtigen Ägypten, für das in den Papyri das Material auch besonders reichlich ist. Es ist kaum nötig, zu sagen, daß das Verzeichnis der Präfekten in chronologischer Anordnung mit der gewohnten äußersten

Sorgfalt und Umsicht unter Berücksichtigung und kritischer Benutzung aller vorhandenen Quellen aufgestellt ist. Eine Zusammenfassung wertet kurz alles Allgemeine aus, das sich über Stellung, Laufbahn, Herkunft usw. der Präfekten ergibt. Wie alle Werke dieser Art ist auch dieses für den Althistoriker ein unentbehrliches Arbeitsinstrument.

Series I fasc. 2. *U(lrich) Kahrstedt:* **Artabanos III. und seine Erben.** Bern 1950. 89 S., 2 Karten.

Im zweiten Heft der Serie behandelt Kahrstedt ein bei der großen Lückenhaftigkeit des Materials sehr schwieriges Kapitel, die Geschichte des Partherreichs in dem halben Jahrhundert von 11/2 bis 62 n. Chr. Am Beginn dieser Periode steht ein neuer Aufschwung, indem mit Artabanos III. ein Angehöriger einer Seitenlinie des Arsakidenhauses nach dem praktischen Erlöschen der Hauptlinie den Thron besteigt und in harten und wechselvollen Kämpfen eine neue Festigung des auseinanderbrechenden Reichs erreicht. Unter den Nachfolgern geht die neugewonnene Stellung bald wieder verloren. In schwierigen Untersuchungen und steter Auseinandersetzung mit der modernen Literatur wird das wirre und stets wechselnde Bild des Zeitraums gezeichnet, wobei Geschichte, Geographie und Numismatik gleichermaßen berücksichtigt sind. Im einzelnen kann auf die vielen Ergebnisse der Abhandlung nicht eingegangen werden. E. Meyer.

K. M. T. Chrimes: **Ancient Sparta.** Publications of the University of Manchester no. CCCIV, historical series no. LXXXIV. Manchester University Press 1949. XVI + 527 S., 9 Tafeln, 1 Karte.

Dieses umfängliche Buch über Sparta geht davon aus, daß über Altsparta sehr wenig bekannt ist, dagegen aus der Kaiserzeit reiches Material in den Inschriften vorliegt. Ein historisches Kapitel über die hellenistische Zeit soll beweisen, daß die im kaiserzeitlichen Sparta herrschende Vorstellung, das alte «lykurgische» Sparta bestehe noch immer, berechtigt war, und man daher die in der Kaiserzeit aus den Inschriften erschließbaren Verhältnisse als Zeugnisse altspartanischen Lebens und altspartanischer Zustände ansehen darf. Die Inschriften betreffen großenteils die Ephebenorganisation mit ihren Agonen. Die Hauptthese der Verfasserin besteht darin, daß es auch im alten Sparta einen kleinen Kreis «privilegierter Familien» («Ritter») gegeben habe, die das alleinige Anrecht auf die angesehensten Ämter und die großen Priestertümer besessen haben. Die Angehörigen dieser bevorrechteten Schicht hätten sich in der Ephebenzeit eine persönliche Gefolgschaft gebildet mit der Wirkung, daß die so Ausgezeichneten dadurch höhere politische Rechte erhalten hätten, als dem Stande zukamen, aus dem sie stammten. So habe es innerhalb der spartanischen Bürgerschaft eine Stufenfolge von nicht weniger als fünf in ihrer Rechtsstellung verschiedenen Ständen gegeben. Das widerspricht allen bisherigen Auffasssungen, und ich kann dazu leider nur sagen, daß die Stützen, die dieses neue, überraschende Gebäude tragen sollen, großenteils nur grobe Interpretationsfehler und Mißverständnisse sind, ohne dieses Urteil hier bei dem knappen zur Verfügung stehenden Raum begründen zu können. Mehrere weitere Kapitel behandeln ausführlich das kaiserzeitliche und alte Sparta in verschiedenen Aspekten, Geschichte, Verfassung und Verfassungsentwicklung, Bevölkerung, Heerwesen, Kult u. a.; verschiedene Appendices beschäftigen sich mit Spezialproblemen und geben vor allem wertvolle prosopographische und chronologische Listen des kaiserzeitlichen Sparta, meines Erachtens das Beste an dem Buch. Sicher enthält ein so umfangreiches Buch über Sparta auch manche interessante und wertvolle Beobachtung und Erörterung, aber man wird der Sache nie froh, da einen überall krasse Fehlinterpretationen sowie eine Masse gesuchter Hypothesen und Spekulationen stören. Was dem Leser in dieser Hinsicht zugemutet wird, sei nur mit einem besonders krassen Beispiel belegt. Daß der berühmte delphische Dreifuß, das Weihgeschenk von Platää, auf drei umeinandergewundenen Schlangen steht, soll ein Argument dafür sein, daß in der spartanischen Heeresordnung noch damals die drei dorischen Stammesphylen eine Rolle spielten! Es ist schade, daß die große Arbeit, die in diesem Buch steckt, trotz manchen für die Geschichte Spartas wichtigen Einzelerkenntnissen im ganzen zu so wenig soliden und brauchbaren Ergebnissen geführt hat. E. Meyer.

Ch. Wirszubski: **Libertas as a political idea at Rome during the late republic and early principate.** Cambridge Classical Studies, Cambridge University Press 1950. 182 S.

Die Studie ist weniger eine terminologische Untersuchung als eine Diskussion des römischen Staatsrechts und eines Ausschnitts aus der römischen Geschichte vom Gesichtspunkt der *libertas* aus; gerade dadurch wird der Begriff aber im ganzen Reichtum seiner Bedeutungen deutlich. Die wichtigste unter diesen ist der Schutz vor Beamtenwillkür, welchen in der Republik die Gesetze gewähren; nachdem der Princeps sich dann über diese

erhoben hat, bleibt nur der Appell an die Herrschertugend, deren Inhalte die griechische Philosophie bereit hält. Der Verfasser behandelt dieselbe übrigens neben der römischen Tradition als Faktor von sekundärer Bedeutung und zieht sie z. B. kaum ernsthaft für die Würdigung von Ciceros *De re publica* heran. Überzeugend kommt die Eigenart des aristokratischen Rom zur Darstellung, wo er *libertas* dem Freiheitsbegriff Athens gegenüberstellt, welcher die Gleichheit politischer Rechte für alle einschließt. F. Wehrli.

Krister Hanell: **Das altrömische eponyme Amt.** Skrifter utgivna av Svenska Institutet i Rom, series altera II. Verlag Gleerup, Lund 1946. 227 S.

Das vorliegende Buch Hanells, das hier aus äußeren Gründen etwas spät zur Anzeige gelangt, sucht auf Grund zum Teil neuer Fragestellungen und Überlegungen zu einem neuen Verständnis der römischen Frühgeschichte und vor allem ihrer Verfassungsentwicklung zu gelangen. Es stellt damit einen der wichtigsten Beiträge der letzten Jahre zur ältesten römischen Geschichte dar, mit dem sich jeder auseinandersetzen muß, der sich selbständig mit dieser Periode befassen will.

Die beiden Hauptthesen des Verfassers sind einmal, daß die römische Eponymen-(Konsul-) liste wie die entsprechenden Listen des Orients und Griechenlands in erster Linie ein chronologisches Hilfsmittel ist und daher zunächst als solches erklärt werden muß. Sie gehöre unmittelbar zusammen mit einer Kalenderreform, die gleichzeitig den lunisolaren Kalender griechischer Form und die griechische Sitte, eine solche Eponymenliste zu führen, gebracht habe. Diese Reform hänge ferner mit der Gründung des kapitolinischen Kults zusammen. Nur deshalb beginne die römische Jahrnamenliste um das Jahr 509 v. Chr., nicht wegen eines damals eingetretenen politischen Ereignisses (Sturz des Königtums und Beginn der Republik). Das Königtum habe in Rom noch mindestens bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. wenn auch mit beschränkten Befugnissen weiterbestanden. Es sei auch nicht richtig, daß in dieser Zeit bereits zwei Konsuln existiert hätten, das sei nachträgliche Fiktion aus der Zeit der Nobilitätsherrschaft, in der der Zutritt zum Konsulat das eigentlich standesbildende Element war, und daher auch in die Frühzeit der Republik zurückprojiziert wurde. Bis zum Decemvirat habe es nur einen Oberbeamten mit dem Titel des praetor maximus gegeben, – die schon oft vertretene «Diktatorenverfassung» in neuer Form.

Das sind umwälzende Thesen, die sorgfältige Prüfung erfordern, die hier im Rahmen einer Anzeige des Buchs aber nicht geschehen kann. Ich gedenke, darauf in einem bald erscheinenden Aufsatz in dieser Zeitschrift etwas näher einzugehen. Hier nur so viel, daß ich die Ergebnisse, zu denen Hanell gelangt ist, nicht für stichhaltig ansehen kann. E. Meyer.

Eugenio Manni: **Per la storia dei municipii fino alla guerra sociale.** Studi pubblicati dall'Istituto Italiano per la storia antica, fasc. V. Angelo Signorelli, Rom 1947. VIII + 260 S.

Das Buch zerfällt in zwei Teile: «Zur Geschichte des Begriffs des municipium bis zum Sozialkrieg» und «Die municipalen Magistrate». Im ersten Teil zeigt M., daß die bei Festus und Gellius erhaltenen verschiedenen Definitionen der Begriffe *municipium* und *municeps*, die auf Autoren ciceronianischer und augusteischer Zeit zurückgehen, sich mit unseren sonstigen Nachrichten bei den Historikern gut vereinigen lassen, wenn man sie als zeitlich verschiedene Stufen der Entwicklung dieses Rechtsinstituts auffaßt. Am Anfang steht ein Verhältnis der Art, daß einzelne nach Rom übersiedelnde Fremde das Bürgerrecht erhielten, eine zweite Stufe besteht in Staatsverträgen zwischen Rom und anderen Städten, in denen deren Bürger insgesamt ohne Übersiedlung nach Rom diesen Rechtsstand gegen die Übernahme der entsprechenden Verpflichtungen erhalten, während das sogenannte «halbe Bürgerrecht», das Bürgerrecht ohne Stimmrecht, erst eine dritte Stufe ist und in einer vierten Stufe ab etwa 300 v. Chr. den in dieses «halbe Bürgerrecht» eintretenden Staaten auch die Selbstverwaltung genommen oder stark beschränkt wird. Der Verf. betont selber, daß seine Schlußfolgerungen bei dem sehr lückenhaften und oft widerspruchsvollen Material vielfach hypothetisch bleiben müssen, sie besitzen aber einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Der zweite Teil untersucht noch einmal umfassend und sorgfältig die verschiedenen Formen der Municipalverfassungen in Italien und zum Teil auch außerhalb und gelangt zu dem gut begründeten Ergebnis, daß ein Teil von ihnen doch tatsächlich italische, vorrömische Verfassungsformen darstellt und die bekannte These Rudolphs, daß alle diese Verfassungen erst römisch seien, nicht richtig ist. Ein weniger geglückter Anhang sucht zu beweisen, daß die römischen plebejischen Ädilen bis auf Caesar reine Beamte der Plebs geblieben seien und ihre verwaltungsmäßige Gleichstellung mit den curulischen Ädilen erst seit Caesar datiere; sicher nicht zutreffend. E. Meyer.

David Magie: **Roman rule in Asia Minor to the end of the third century after Christ.** 2 Bände. Princeton University Press, Princeton (New Jersey) 1950. XXII + 1663 S., 1 Karte.

Daß der Verfasser 25 Jahre an diesem Buch gearbeitet hat, wie er im Vorwort sagt, glaubt man ihm gern; die zwei Bände teilen sich in einen Textband von 723 Seiten und einen Anmerkungsband von 855 Seiten. Man erhält in ihnen eine umfassende und bis in alle Einzelheiten sich erstreckende Geschichte der kleinasiatischen Länder, und zwar durchaus nicht nur in römischer Zeit, sondern überall ebensosehr der hellenistischen Zeit. Zu der Darstellung der Geschichte tritt in den verschiedenen chronologisch angeordneten Kapiteln jeweils eine Schilderung der gesamten staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der kleinasiatischen Länder und Städte in den verschiedenen Zeitabschnitten, stets unterbaut von der Darlegung der natürlichen geographischen Verhältnisse. Das Ganze ist aufgebaut auf einem geradezu immensen Material literarischer, archäologischer, epigraphischer, numismatischer Art, das bis in alle Einzelheiten hinein ausgeschöpft ist und in dem Anmerkungsband nach allen Richtungen hin gründlichst und selbständig kritisch durchgearbeitet wird. Beigegeben ist eine Übersichtskarte Kleinasiens und Anhänge, die die Verzeichnisse der römischen hohen Beamten der kleinasiatischen Provinzen, die provinzialen hohen Würdenträger, die Orte mit Kult der Roma und des Augustus und von conventus civium Romanorum geben. Das Ganze stellt eine ungeheure Arbeitsleistung dar und ist eine unerschöpfliche Fundgrube für alles, was Kleinasien zwischen Alexander dem Großen und Diocletian betrifft. E. Meyer.

Michael Grant: **Roman Anniversary Issues,** An Exploratory Study of the Numismatic and Metabolic Commemoration of Anniversary Years, 49 B.C. to A.D. 375. Cambridge University Press 1950. XXIV+204 p. 2 planches. 21 s.

Bien des monnaies romaines furent émises à l'occasion d'anniversaires ou de fêtes commémoratives, coïncidences délibérément choisies, ou accidentelles exploitées dans un but de propagande. Les Romains célébraient rituellement le jour de l'an, le *dies natalis* de l'empereur, les anniversaires d'avènement, le *saeculum*, ses multiples, ses subdivisions. Ils commémoraient les fondations de temples, de colonies, utilisaient les synchronismes, particulièrement fastes, voyaient dans la continuité ininterrompue des institutions un gage de bonheur et de perennité.

Plusieurs commémorations étaient connues. Mais, l'étude originale et approfondie de M. Grant découvre des rapports méconnus jusqu'ici et qui, maintenant, sautent aux yeux. Le premier *decennium* de la *Res publica restituta* (27 av. J.-C.) coïncide, en 17, avec la célébration des Jeux séculaires. Les noces d'argent d'Auguste et de la République, en 2 av. J.-C., correspondent au 750e anniversaire de la fondation de Rome. De plus, le lyrisme officiel décèle des fins utilitaires: le 150e anniversaire de la «Restauration de la République», sous Hadrien, annonçait une réforme monétaire (lisez: dévaluation!), comme les solennités *in memoriam* de Gaius et de Lucius Caesar, de Germanicus patronnaient une réforme électorale (cf. les Tables de Magliano récemment découvertes).

Les monnaies sont rarement et approximativement datées. Les synchronismes doivent s'interpréter au sens large, à plusieurs mois près. En cas de non-concordance, il y a toujours lieu de se rattraper sur le début d'une opération (*vota suscepta*, fondation) et la fin (*vota soluta*, inauguration), ce qui prend une année. Quoi qu'il arrive, étant donné la prolixité de la vie religieuse romaine, on retirera les mains pleines. D'aucuns reprocheront à M. Grant d'avoir jonglé – jeu universel et séduisant – avec les chiffres. Il n'empêche que les recherches de l'éminent numismate éclairent d'une lumière nouvelle le sens et la portée de slogans: *Clementia, Moderatio, Iustitia, Tutela, Concordia*, etc., le caractère commémoratif soulignant leur ancienneté, et apporte une contribution de premier ordre à l'histoire des idées dont se réclamait un régime ambigu, marchant vers un avenir où il persistait à voir une résurrection du passé. J. Béranger.

Jacob Burckhardt: Die Zeit Constantins des Großen, herausgegeben von *Bernhard Wyss.* Verlag Hallwag, Bern 1950. 567 S., 32 Taf. Geb. Fr. 12.50.

Unter den Hauptwerken Jacob Burckhardts, die der Hallwag-Verlag neu herausgibt (bisher die *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* und die *Kultur der Renaissance in Italien*), konnte die klassische Darstellung des *Zeitalters Konstantins des Großen* nicht fehlen. Dieser Aufgabe hat sich der Basler Althistoriker in mustergültiger Weise entledigt. Dem Text liegt die zweite Ausgabe Burckhardts in der von Felix Staehelin in der Burckhardt-Gesamtausgabe gegebenen Form, d. h. unter Berücksichtigung der von Burckhardt gemachten Nachträge und Berichtigungen zugrunde, doch ist diese Neuausgabe nicht einfach Nachdruck eines früheren Textes, sondern gibt einen nach der ersten und zweiten Ausgabe

Burckhardts und der Ausgabe Staehelins textkritisch sorgfältig revidierten Text. Über die dabei befolgten Grundsätze und die Abweichungen von den älteren Ausgaben in Form einiger Berichtigungen von Versehen gibt ein kurzer textkritischer Anhang Auskunft. Die Orthographie ist der heutigen angepaßt, was man nur billigen wird, die Anmerkungen sind unter dem Text belassen worden, wie es Burckhardt selber in einem Brief an den Herausgeber der zweiten Auflage ausdrücklich gewünscht hatte. In einer Einleitung ist Wyss in der Lage, einige interessante neue Dokumente zur Entstehung dieser zweiten Auflage mitzuteilen, Briefe Burckhardts und von Zeitgenossen, die darauf Bezug haben, und einige weitere Mitteilungen über die Entstehung der zweiten Auflage zu machen. Auf 32 Tafeln sind dem Buch gut ausgewählte Abbildungen beigegeben, die vor allem das Zeitalter Konstantins illustrieren, aber auch die Faksimilia zweier in der Einleitung mitgeteilter Briefentwürfe Burckhardts, die sich auf die zweite Auflage seines Werkes beziehen.

E. Meyer.

John Harmatta: **Studies on the history of the Sarmatians.** *Οὐγγροελληνικαὶ Μελέται* herausgegeben von Jul. Moravcsik, Heft 30. Budapest 1950. 63 S.

Die Broschüre enthält zwei im Jahre 1949 in Zeitschriften erschienene Aufsätze. Der erste behandelt in sorgfältiger kritischer Auswertung der literarischen, epigraphischen und archäologischen Quellen die Geschichte der Sarmaten in Südrußland vom 3. bis 1. Jahrhundert v. Chr. Der Schwerpunkt liegt auf der Herausarbeitung der Geschichte und Bedeutung des sarmatischen Reichs, das sich in der Zeit zwischen etwa 125 und 65 v. Chr. vom Dnjepr bis über die Donau erstreckt zu haben scheint, bis es durch das Gotenreich des Burebista abgelöst wurde. Die Vorstöße der Sarmaten und ihre sonstige Geschichte scheinen eng zusammenzugehören mit den etwa gleichzeitigen großen Bewegungen in Zentralasien (Ausdehnung des Hunnenreichs, Vorstöße der Tocharer und Saken). Der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit der Geschichte der Sarmaten (Jazygen) in Ungarn, ihrem Eindringen nach dem Sturz des Reiches des Burebista in die ungarische Tiefebene und ihren weiteren Schicksalen dort. Harmatta vertritt hier vor allem die These, daß die Roxolanen, die mit der Festsetzung der Goten in Südrußland verschwinden, im 3. Jahrhundert n. Chr. nach Ungarn ausgewichen seien und sich hier zum Teil mit den Jazygen vereinigt, zum Teil diese auf römisches Gebiet abgedrängt hätten, woraus sich die heftigen Kämpfe Roms mit den Jazygen im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. und ihr Herübernehmen auf römisches Gebiet in großen Massen erkläre. Beide Aufsätze sind wichtige Beiträge zur Geschichte Südosteuropas im Altertum.

E. Meyer.

Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts. Jahrgang 28 (1944–1950), Heft 1/2. De Gruyter, Berlin W 35. Preis des Jahrgangs DM. 16.–. Halbjährlich ein Doppelheft.

Endlich kann die vortreffliche Zeitschrift fortgesetzt werden, die unentbehrliche Schwester der entsprechenden Schweizer Unternehmungen. Papier und Bilder sind vorzüglich, der Preis ist erstaunlich billig. Ein Verzeichnis von nicht weniger als 460 Nummern auf 52 Seiten berichtet über die bei der Kommission eingegangenen Neuerscheinungen und beschließt das Heft. Voraus gehen 20 Seiten Rezensionen; den Hauptteil bilden große Abhandlungen, über die an dieser Stelle nicht berichtet werden kann; hingewiesen sei nur auf den hochinteressanten Bericht von G. Lill, *Die Adlerfibel von 1936 und andere Fälschungen aus einer Münchner Goldschmiedewerkstatt.* Die meisterhaften Arbeiten nützten damals eine Konjunktur aus und veranlaßten ganze Romane; die ganze Geschichte ist eine Warnung.

K. Schefold.

Samuel Guyer †: **Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst.** Benziger Verlag. Einsiedeln/Zürich/Köln 1950. 200 S. mit 40 Abb. im Text und 11 Taf. Fr./DM. 19.80,

Guyer weist nach, daß charakteristische Elemente des mittelalterlichen Kirchenbaus: Kreuzform mit ausgeschiedener Vierung, Vierungsturm und Vertikaltendenz überhaupt nicht eine germanische mittelalterliche Neuerung sind, wie oft behauptet wird, sondern aus dem oströmischen Reich stammen. Er unterscheidet in diesem den syrisch-mesopotamischen Stil um Antiochia und den eigentlich byzantinischen. Jener wird charakterisiert durch Quaderbau mit sichtbaren Holzdecken, dieser durch die Wölbung und durch die Verkleidung der Mauern mit Marmorplatten und Mosaiken. Das beweisende Material legt Guyer als bester Kenner des christlichen Kleinasien in einer Fülle von Zeichnungen, Grundrissen und Schnitten und mit einigen photographischen Tafeln vor.

Es ist schmerzlich, daß dieses Werk erst nach dem Tod des Verfassers erscheinen konnte, dessen Verdienste Arnold von Salis in den Schweizer Monatsheften 1949, 428ff., eingehend

geschildert hat, und es ist unbegreiflich, warum man ihm nicht früher die Mittel gegeben hat, seine heute zu einem guten Teil noch unveröffentlichten Forschungen zu publizieren, während doch so viel Makulatur subventioniert wird.

Aus Begeisterung für den großartigen Aufschwung der spätantiken Kultur im Osten im 5.–7. Jahrhundert, in denen der Westen im Niedergang ist, hat Guyer wohl zweierlei etwas unterschätzt: die schon von Riegl gewürdigte Schöpfung der lateinischen Basilika in Rom ist gerade in ihrer betonten Häßlichkeit doch eine große geistige Leistung. Sie ist als Kultraum der Gemeinde entstanden, im Gegensatz zum östlichen Kirchenbau, in dem, wie A. Grabar (*Martyrion*, Paris 1946) gezeigt hat, die repräsentative Ausgestaltung einer sakralen Stätte das zentrale Anliegen war. Im Westen dagegen waren z. B. die Memoria und die Basilika der heiligen Agnes in Rom, wie Deichmann in seinem schönen Buch über die frühchristlichen Kirchen Roms gezeigt hat, getrennte Anlagen. Daß der Altar auch in den weströmischen Basiliken seit der Peterskirche (aber noch nicht in der den Typus begründenden Lateranbasilika) eine Reliquie enthält, geht vielleicht auf östliche Anregung zurück; umgekehrt könnte die östliche Kreuzform des Grundrisses durch das Querschiff der großen lateinischen Basiliken angeregt sein, das offenbar durch Bedürfnisse der Liturgie veranlaßt war. – Aber die Bedeutung der karolingischen und ottonischen Baukunst wird m. E. durch die von Guyer nachgewiesenen spätantiken Vorbilder nicht gemindert. Die Größe einer Kunst manifestiert sich oft weniger durch die Elemente, die sie verwendet, als durch die Art der Synthese, wie sie für die karolingische Kultur eben W. von den Steinen geschildert hat (*Welt als Geschichte* 10 [1950] 156ff.). Aber darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort; es sei betont, daß diese Einwände die Bedeutung des fundamentalen Werkes von Guyer nicht vermindern. K. Schefold.

Ernst Grumach: **Goethe und die Antike,** eine Sammlung. Zwei Bände. Verlag W. de Gruyter, Berlin 1949. 1092 S.

Wer sich über Goethes Beziehungen zur Antike im allgemeinen oder einzelnen, zu Menschentum, Dichtung, bildender Kunst oder Wissen des Altertums unterrichten will, wird in Zukunft zu diesem Werke greifen. Hier sind nicht nur die ausdrücklichen Urteile und Bekenntnisse aus Goethes Werken, seinen Briefen, Tagebüchern und Gesprächen zusammengestellt, sondern auch die bloß an Ton oder Thema erkennbaren Nachbildungen zusammen mit dem antiken Original verzeichnet. In übersichtlicher Art sind die großen Sachgebiete so geordnet, daß jeder antike Autor und innerhalb der bildenden Kunst die verschiedenen Gattungen oder Einzelwerke einen besonderen Abschnitt bilden. In einem Nachwort über Goethes Beschäftigung mit der Antike wertet Wolfgang Schadewaldt das Material der beiden Bände zusammenfassend aus. F. Wehrli.